

Das Buch von Helgoland



Fritz Otto Busch

Das Buch von Helgoland

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Aufnahmen:

**F. D. Busch — F. Schenck-Heigoland
Fußbild-G. m. b. H., Hamburg-Fußlabüttel**

Den Umschlag zeichnete Bernd Sommermeyer-Draunshweig

ISBN 978-3-322-98057-1 ISBN 978-3-322-98690-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-98690-0

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1935 by Springer Fachmedien Wiesbaden

Ursprünglich erschienen bei **Friedr. Vieweg & Sohn A. G., Braunschweig 1935**

Meinen Helgolander Freunden

Worte gibt es, die für jeden Seefahrer feststehende Begriffe wurden, die dem Rauschen der Muschel gleich, Erinnerungen wecken, Sehnsucht aufsteigen lassen, wie sie der Schrei der Möve mitten in der Großstadt vom winterlichen Kanal her aufflammen läßt. —

Dann ist die See plötzlich wieder da, die unendliche, wogende, ewig wandernde See, die Weite des grauerhangenen Himmels, das Säusen des Windes und der Duft ferner Küsten über schaumweißer Brandung.

„Helgoland“ ist solch ein Wort, das jedem Seefahrer, der deutsche Meere und deutsche Küsten kennt, im Ohre liegt: eine ferne Geliebte!

Von Helgoland, unserem deutschen Helgoland, soll dieses Buch erzählen.

Auf der Insel selbst kann man kein Buch schreiben — wann fände man Zeit dazu? Man ist schrecklich beschäftigt dort, keinen Augenblick hat man zu versäumen: das ewig wechselnde Farbenspiel der Wolken, der See, die wunderbare, herbfrische Luft, das Rauschen an den Klippen, der Schrei des Vogelzugs, all die Geräusche von Meer, Wind und Seevögeln, all das Leben auf Seebe und auf dem Lunn selbst will beobachtet und aufgenommen sein in den kurzen Tagen des Urlaubs.

Erst fern der Insel, mitten im Lärm und Getriebe der großen Stadt, ordnen sich die Eindrücke, weben den farbigen Teppich der Erinnerung, drängen zur Wiedergabe, daß denen, die diese Insel ebenso lieben wie man

selbst, Bilder geschaffen werden, in denen sie blättern können, wenn der graue Alltag trübe und unlustig durch die Fenster schaut.

Kein geologisch, militärisch, politisch, nationalökonomisch und wissenschaftlich geordnetes Werk soll hier gebracht werden, kein Buch, in dem alles zu finden ist, was der Inselbesucher etwa nachschlagen und festhalten möchte: nein, ein Badegast plaudert, einer, der die rote Felseninsel oft in der Ferne von Bord unserer Kriegsschiffe aufsteigen sah, der sie grüßte, wenn er auf den schönen Lloyd-dampfern nach Norden fuhr, der sie besuchte, wieder und wieder, wenn der Herbst ins Land kommt und die ersten Schnepfen um die Felsen zickzacken. Helgoland hat viele Freunde in deutschen Landen, möge dieses Buch dazu beitragen, ihm neue Freunde zu erwerben, und möge es den alten, denen, die wie der Verfasser diese Insel lieben, Erinnerung wecken an frohe Stunden auf dem Lunn.

Eine Muschel liegt auf dem Strand; heben wir sie auf, lauschen wir dem fernen Klauschen des Meeres, das sie bewahrte: sie erzählt von der See, vom weißen, feinen Sand, von Algen, Tang und Möven, von breitbrüstigen Booten, harten, seegewohnten Menschen, von Fischfang und Vogelzug, von roten, steilen Felsen, grünem Gras auf windzerwehtem Lande, von der Insel im Westwind. —

Berlin-Lichterfelde, im April 1935.

Fritz Otto Busch

„In Hamburg an der Elbe,
dicht hinter dem Ozean ...“

Das ist nun Hamburg.

Die Stadt an der Elbe, das Tor zur Welt! —

Neben Bremen, Wilhelmshaven und Cuxhaven der Abgangsort auch für die Helgoland-Dampfer. Hapag und Lloyd stellen die Schiffe des Seebärdienstes, schöne, weiße, seetüchtige Dampfer. Der erste Blick auf den Hafen, der erste Gang durch die Straßen: irgendwie streicht Meeresluft, Salzhauch und Seewind über diese Stadt: man braucht gar nicht erst zum Hafen zu gehen, überall findet man die Verbundenheit mit der See, spürt die tausend Fäden, die hier von allen Meeren der Welt zusammenlaufen. Das Tor zur Welt ist hier, das Tor zum weiten Ozean, der draußen, fern zwar noch, aber in allem pulsend, was diese Stadt bewegt, seine Wogen wandern läßt. —

St. Pauli-Landungsbrücken, im Dunst der Frühe der Hafen, verschwimmend in seinen Konturen, gespenstisch mit den blinkernden Armen der Hafenbecken, den langen, braunschwarzen Reihen der Dückbalben, gegen deren breiten Fuß das schmutzig braungraue Elbwasser klast, seinen Dock's und Helgen, seinen großen und kleinen Dampfern, seinen Schleppern und Prähmen und den flinken, schnaubenden Hafenbaracken! Sirenen heulen, kurz bellen die scharfen der Hafenboote, laut, brummend surren die großen der Dampfer, und nun heult einer tief,

zornig und herrisch auf: ein holländischer Ostindienfahrer, der langsam, unendlich erhaben über dem Gewimmel der anderen elb aufwärts steuert. Auf der Brücke leuchtet die weiße Mütze des Kapitäns, an der Keling stehen braun und frierend die hageren Gestalten der indischen Laskaren, hoch schlägt die Schraube aus dem gurgelnden Wasser, hellgelbbrauner D Rauch zieht mit dem Winde aus dem dicken Schornstein. Drüben von den Werften dröhnt Hammerschlag und das Rattern der elektrischen Nietapparate. Fahl, vielverzweigt und dünn stehen lange Krane, filigranfeine Eisenkonstruktionen gegen den grauen Nordseehimmel. Hamburg ist erwacht, Hamburg arbeitet, und der Hall seiner Arbeit dröhnt und saust, klopft und schreit über den Strom zur Stadt hinüber:

Wi sünd de Hamborger Ketelkloppers,
Sünd engagiert bi Blohm un Voss . . . —

An der regenfeuchten, glitschigen Pier liegt ein kleines weißes Schiff, die „Adler“ vom Seebäderdienst der Hamburg-Amerika-Linie. Jeder, der sommertags auf den weit größeren Schiffen der Hapag nach Helgoland fährt, würde sich zehnmal bekreuzigen, ehe er hier an Bord geht! „Achottachott! Mit sso'n lütten Pantoffel in Essee un denn bei Wintertag un Windstärke 9?“

Bekanntlich gibt es Windstärken von 1 bis 12, und 9 ist schon ganz ordentlich! Der Fachmann sieht aber dem kleinen Schiff an, daß es ganz besonders seetüchtig ist, daß es gewiß bessere Bewegungen hat als die großen Seebärdampfer, auf denen die Badegäste bereits vor Curhaven vor lauter Angst „Kette stecken“, und daß hier eins jener braven Fahrzeuge liegt, denen der Laie von außen nicht an-

sieht, was sie für brauchbare Eigenschaften draußen auf See entwickeln, wenn das Feuerschiff „Elbe I“ in der Kimm verschwindet und die Nordsee ihre Bocksprünge beginnt! Vorläufig liegt die Gangway noch aus, und wenige Fahrgäste stehen an Oberdeck, Helgolander, die zum Shopping in Hamburg waren und nun zurückreisen nach der Insel. Männer in den wundervollen englischen Ulmänteln, die auf dem Lunn so billig zu haben sind, Frauen in irische Shawls gehüllt, mit schottischen Decken überm Arm, blonde Helgolander Jungs im blauen Fischerjumper, die Seglermütze schief überm rechten Ohr.

Man tritt näher heran, versucht hinzuhorchen, zu hören, was sie da eigentlich zu reden haben, die lustigen Helgolander Gamels, die Mädchen, die alle — ich habe weiß der Himmel keine Ausnahme feststellen können! — so beachtlich schlanke Beine und zierliche Knöchel haben, und man versteht nicht ein einziges Wort! Das ist ein Kapitel für sich, die Helgolander Sprache, und es gibt wohl außer dem einen Fremden, der tatsächlich ein Buch mit einer Grammatik über diese seltsame Sprache schrieb und der dieses Idiom sprach wie ein Eingeborener vom Lunn, keinen Menschen in Deutschland, der auch nur einen einzigen Satz verstehen kann, wenn die Helgolander sich unterhalten! Hamburger Platt ist eine kinderleichte Angelegenheit gegen dieses Platt. Woraus es eigentlich besteht, das kann kein Mensch so richtig sagen, auch der gelehrte Herr mit dem Buch nicht! Altfriesisch ist darin, aber ein gänzlich anderes Friesisch als das, was auf dem Lande oder auf den anderen Inseln gesprochen wird, etwas Dänisch, wenig Englisch, vielleicht sind Spuren von Altgotisch vorhanden. Aber es ist gänzlich hoffnungslos, einem Helgolander Ge-

sprach folgen zu wollen, man kann nur freundlich grinsen und verzweifelt an den Mienen der anderen ablesen, wann man etwa zu lachen oder mit dem Kopf zu nicken hat. Und das Berrückte ist das: wenn man glaubt, daß man endlich wenigstens ein paar Worte verstanden hat und auf Hochdeutsch fragt, dann lacht so ein echter Helgolander laut auf und erklärt langsam und bedächtig, daß er etwas ganz anderes gesagt, und man wieder einmal nicht das Leifeste verstanden hat!

Weil nun gerade ein paar von den meist sehr niedlichen und lustigen Helgolander Mädchen an Deck des Dampfers stehen und weil sie so vergnügt winken und lachen und dem düstern Hafengebäude — düster ist es immer, wenn der Herbstnebel über die Schiffsleiber streicht und das dunkle, braune Elbwasser so unfreundlich und fröstelnd gegen die Planken der Landebrücke schlägt — ein paar lustige, bunte Farbtöne aufsetzen, eben darum will ich ein kleines Helgolander Liebeslied wiedergeben. Ich las es später an den langen Abenden, wenn ich die Grammatik von Theodor Siebs studierte, die mir der Buchhändler freundlicherweise lieh, als mich der Regen abends in seinen Laden im Unterland trieb:

Letj fomel, kim ens djoart tu mi, i bes di bas ip Lun,
Ik bin verleft, hol fel ip di, ik bed, du mi din hun.
En komt is kosdai, o, ho suet gung wi di dai undjin,
Man wi un froid biarker set en hepe al ip de in.

Und da ich überzeugt bin, daß selbst der gewiegteste Sprachforscher dies kaum übersetzen könnte, soll auch der hochdeutsche Text folgen:

Kleines Mädchen, komm mal her zu mir, Du Beste hier
vom Land,
Ich bin verliebt, halt viel von Dir, ich bitt um Deine
Hand.
Und kommt der Hochzeitstag herbei, wie sehnen wir uns
dann,
Und hoffen, freudevoll, wir zwei, die Abendzeit heran!

Sie sind stolz auf ihre kleine Insel, die Helgolander, und stolz auf ihre alte, seltsame Sprache, doppelt stolz, weil kein Fremder sie verstehen kann, trotzdem alles auf der Insel diese Sprache spricht, die kein Hochdeutsch, kein Hamburger oder Friesisches Platt verdrängen kann und wird, weil sie ein so echtes, meergewachsenes, hartes und zählebiges Stück deutschen Volkstums ist. Selbst den lieben Gott zählen die Inselaner zu ihren Einwohnern, wie ein hübscher Helgolander Schnack lächelnd berichtet, der in ihrer Sprache heißt:

Heregot mai biwore is fer innet moit
Dan wel wi wel klore es ol Remer soit:
„Det es do ianmol wes, di ol en Haluner es!“

Herr Gott möge uns vor unnötiger Not bewahren,
Dann wollen wir mit Recht sagen wie der alte Kemmer
sagt:
„Das ist ganz gewiß, der Alte (= der liebe Gott) ist ein
Helgolander!“

Von Bojen, Baken, Feuerschiffen und einem Störtebekerturm

Jetzt legt die „Adler“ ab, dreht im Strom — was nicht gerade sehr einfach ist! — und rauscht stromab. Ein paar frierende Menschen winken am Kai, grün-grämlich sieht der Michel, der wunderbar patinierte Kirchturm der Michaeliskirche, das Wahrzeichen Hamburgs, über die Dächer, hoch auf dem Hügel reckt die Seewarte ihren Signalmast, aber es weht kein Sturmsignal, noch nicht einmal eine Sturmwarnung. Mitten im Fahrwasser arbeitet ein Smietnekffischer, wirft sein Netz hinab am langen Baum und zieht es Hand über Hand wieder hoch, während das kleine Boot mächtig schaukelt im Kielwasser all der Barkassen und Schlepper. Konservendosen, ein Stiefel und ein paar winzige Fische kommen herauf.

Olig ist das Wasser und braune Muddfleckchen steigen aus dem schlammigen Grund, breiten sich auf der Oberfläche aus und irisieren in allen Farben des Regenbogens. Unwillkürlich schaudert man im Gedanken, hier etwa schwimmen zu müssen! An Deck gehen ein paar Unentwegte auf und ab, auf den Bänken machen die Helgolanderinnen es sich bequem, wickeln sich in ihre Decken und sehen aus wie unförmige Pakete, die irgend jemand hat liegen lassen — nur die lustigen Augen blitzen, und ihre hellen Stimmen schwirren mit Auflachen und Geplauder wie spitze Mövenschreie über den Dampfer. Was sie sich erzählen, man kann dicht daneben stehen und angeblich nach einem guten Motiv

für die Kamera suchen — zu verstehen ist kein Wort. Nun müßte man eigentlich das Hohenlied der großen, blonden Friesinnen singen, der Frauen „von der Wasserkante“, wie der Binnenländer so gerne sagt, aber diese Frauen sind durchweg zierlich und klein, blond ja, aber auch viele Dunkle dazwischen; weiß der Teufel, was für Seeräuberblut sich da bemerkbar macht! Und doch haben sie alle diese unbekümmerte Fröhlichkeit, dieses Frische und Natürliche, das eigentlich so gar nicht zu der Vorstellung paßt, die man sich so im allgemeinen von den friesischen Frauen macht. Ganz unbekümmert sehen sie einen an, lachen und machen ihre Bemerkungen, von denen sie ja nur zu genau wissen, daß ein Fremder sie nicht versteht. —

Drüben an Backbord stehen Riesenölbehälter, Tankdampfer haben an den Kais festgemacht, weit überm Strom sieht man die letzten Häuser von Finkenwärder hinterm Deich, Gorch Fock's Heimat. Dann wird der Strom breit und mächtig, an Steuerbord taucht Blankenese auf mit seinen Lotsenhäuschen, seinen Bootsstegen und dem großen Restaurant auf dem Süllberg. Wie oft ist man doch hier vorbeigefahren! — — —

Dampfer auf Dampfer passiert, kleine Trampfahrer, große, dunkle Frachter, lange, funkelnagelneue Tanker mit hellen Farben und blutroten Mennigstreifen über Wind und Wasser; ein Finne, Marssegelschoner, gleitet vorüber, auf dem Lukendeckel steht eine blonde Frau und winkt; „Raumö“ steht als Heimathafen unter seinem breiten Spiegelheck. Braune Segel ziehen wie müde Schmetterlinge mit dem Ebbstrom seewärts, Finkenwärder Fischer, die von Altona kommen und wieder hinauswollen nach See, die Fischgründe abzugrasen, draußen bei der Dogger-

bank, unter Helgoland und weiter hinaus auf den Bänken vor dem Stagerak.

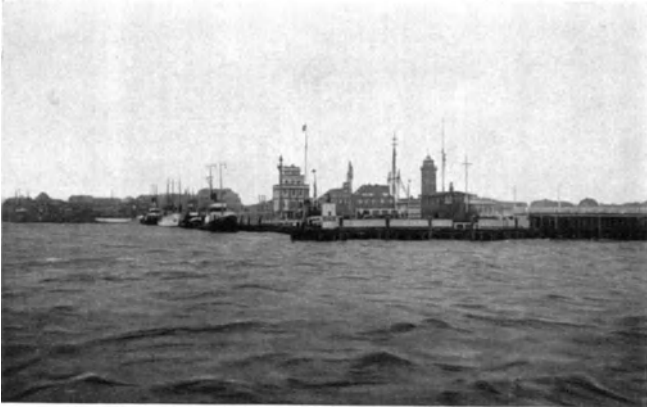
Schlepper mit Prähmen, die tief beladen, eben noch mit ihrem Freibord über der braungrauen Flut liegen, werden überholt, ein kleiner Kohlendampfer, dessen Heizraumpumpe laut übers Wasser hustet und heult, ein Heizer steht an Deck und schlägt Wasser zum Deckspulen mit der Holzpük aus dem Strom, lustig flattern die Enden seines bunten Halstuchs im Morgenwind.

Mitten im Fluß, breit, vorsintflutlich und grau wie Saurier, hocken Digger und lassen ihre endlosen Eimerketten rasseln. An Bojen vertäut, kleine Weiboote neben sich, fressen sie unermülich den dunklen Schlack in sich hinein und füllen die längsseit liegenden Schuten mit Modder und Sand. Salzige ist der Wind, der von draußen hereinweht, es riecht nach Tang und Jod, nach der See, die weit im Westen irgendwo hinter dem blinkenden Spiegel des weiter und weiter werdenden Stromes sich breitet. Noch begleiten die grünen Elbdeiche mit Baken und Windmühlen, mit Deichhämmeln und buntscheckigen Kühen rechts und links die Fahrt, überragt von rotbackigen, hohen Bauernhäusern, von schönen Baumgruppen, die wie dunkle Inseln im Grau des Oktoberhimmels schwimmen. Wie ernste, hagere Herren wachen die Baken auf den Deichen, weisen mit Blinzeln und Armstrecken wie aufmerksame Verkehrsschutleute den richtigen Weg; gehorfolgt unsere „Adler“ und dreht und wendet, bis in der Ferne ein neuer Richtungsweiser auftaucht und neuen Kurs befiehlt. Dick und behäbig, rund wie eine holländische Deern, tänzeln die schwarzen Backbordtonnen auf dem Wasser, das der frische West zu kräuseln beginnt. Schmal und lang-



phot. Busch

Der „Michel“, das Wahrzeichen Hamburgs



phot. Busch

Curhaven mit Leuchtturm und Signalstation

gerecht, aristokratisch und unnahbar drohen die roten Finger der Steuerbordbojen, ein wenig schief geneigt im Ebbstrom, feudale Herren, die sich ein wenig ärgerlich gegen den Strom stemmen und mühsam ihre Haltung zu bewahren suchen. An den Enden der vielen Sände schweben schwarze Regal über dem Wasser, schwarze Regal an weißen, dünnen Stöcken, die auf schlanken weißen Tonnen wie Kinderspielzeug stecken.

Überall warnen, deuten und weisen die Verkehrsregler der Elbe und geben dem, der ihre Sprache zu klären weiß, den rechten Weg durch all die vielen Untiefen, Sände und Schnellen, die dieser gewaltige Strom aufzuweisen hat. Hoch über den kleineren ragen die vielen Leuchttürme, Verkehrstürme über Baken, Tonnen und Picken. Kurz und dick, schlank und groß, weiß, rot und gestreift, in allen Ausfertigungen säumen sie die Ufer, diese Elbleuchttürme, unermüdliche Wegweiser am Tage, sicherste Pfadfinder in der Nacht.

Neben mir steht ein Binnenländer und staunt, das Doppelglas vor den Augen, in die Runde:

„Entschuldigen Sie — aber wissen Sie Bescheid mit diesen komischen Dingen, die hier überall umherschwimmen? Was bedeutet das denn alles?“

„Na — so ungefähr! Sehen Sie, wenn man von See hereinkommt, dann liegen links, an Backbord . . .“

„Erlauben Sie mal, woher kommt denn dieser merkwürdige Ausdruck nun wieder?“

Ich lache:

„Also, das ist ein uraltes Wort, schon in den Wikingerbooten war das Steuer — das Ruder, wie der Seemann sagt — an der rechten Seite des Bootes hinten. Der

Steuermann — der Seemann nennt ihn den Rudergasten oder Steurer — stand mit dem Rücken nach der linken Bootsseite. Rücken heißt heute noch im Englischen ‚back‘, also wurde aus der linken Seite ‚Backbord‘ und aus der rechten Steuerbord, gerechnet: wenn man von hinten, von achtern, nach vorne zu zum Bug des Schiffes sah.“

Der Gute nickt und sieht einen musternd von der Seite an:

„Sind Sie zur See gefahren? Verzeihen Sie die Frage, aber . . .“

„Allerdings! Aber passen Sie mal auf, ich werde Ihnen eine Seekarte zeigen, dann geht die Erklärung gleich viel besser, nicht?“

Wir treten ins Kartenhaus unter der Brücke, dort liegt zufällig, wie man schon vorher feststellte, eine Seekarte auf dem Mahagonitisch. Verwirrend genug für den Laien!

„Diese kleinen Dinger, das sind die Fahrwassertonnen, die Sie vorhin sahen, und diese etwas größeren, mit den Toppzeichen, den Figuren an der Spitze, das sind Bezeichnungen für die Sände, sie stehen an den Grenzen der Sände oder mitten auf ihnen, und ihre Toppzeichen sind nach der Himmelsrichtung verschieden, z. B. haben die Sände an ihrer Nordseite ein Dreieck mit der Spitze nach oben, an der Südseite eins mit der Spitze nach unten usw. usw. Die Baken, die rings auf den Deichen stehen, diese schmalen oder breiten Eisengerüste, die zeigen an, daß der Kurs geändert werden muß, wenn man sie vom Schiff aus in einer bestimmten Richtung peilt, d. h. sieht. Manchmal stehen zwei solcher Baken in einiger Entfernung hintereinander, eine vor dem Deich am Strand, eine auf dem Deich, und die müssen dann in eine Linie übereinander ge-

bracht werden, das heißt, das Schiff muß seinen Kurs so einrichten, daß es beide Baken übereinander in einer Linie sieht, dann ist es richtig im Fahrwasser. Sowie eine der Baken seitlich herausrutscht, ist das Schiff nicht mehr auf seinem Kurs. Irgendeine weitere Bake, die an anderer Stelle steht, zeigt dann, wenn das Schiff eine bestimmte Zeit den vorigen Kurs nach den ‚Nichtbaken‘ gesteuert hat, an, daß nun wieder Kurs geändert werden und die alte Fahrstraße verlassen werden muß.“

Der Badegast wundert sich:

„Ja, mein Gott, wie kann man das denn alles im Kopf behalten, das ist doch ziemlich kompliziert, nicht?“

„Nein — wenn man ein paarmal hier gefahren hat, dann weiß man die Kennzeichen, so wie die Lotsen, die sie auch im Kopf haben müssen, aber außerdem stehen alle diese Dinge in den Segelhandbüchern und Leuchtfeuerverzeichnissen, die jedes Schiff haben muß.“

„Nachts muß das ja überhaupt fürchterlich sein; ich denke mir, daß dann eine unendliche Fülle von Leuchtfeuern hier ringsherum aufblitzt, nicht?“

„Natürlich, und das ist ja gerade ausgezeichnet! Die Elbe ist mit der bestbefeuerte Strom und das bestbeleuchtete Fahrwasser, das wir an deutschen Küsten haben! Jeder Seemann, d. h. Schiffsführer, fährt bestimmt lieber nachts als am Tage hier. Die Kennungen der Feuer, das heißt ihre Unterschiedlichkeit, sind so gut, daß Verwechslungen nicht vorkommen können, und es sind so viele Leuchttonnen und Leuchttürme und weiter draußen auch Feuerschiffe da, daß man sich beim besten Willen nicht verirren kann. Da gibt es Leit- und Nichtfeuer, weiße Blitze, Blinke, verschiedene Gruppen mit verschiedenen Kennungen,

rote Feuer, grüne, alles vorhanden! Und das Leuchtfeuerverzeichnis sagt mir ganz genau, wie ich mich zu verhalten habe. Es ist ein einziges, ununterbrochenes buntes Band, das dann über dem Strom aufleuchtet, funkelt und blitzt, und an dem der Seemann sich sicher und sorglos in den Hafen hineinjonglieren kann!“

„Also kann man nachts genau so gut wie am Tage hereinkommen?“

„Nicht nur genau so gut, sondern eigentlich noch viel besser. Das einzige, was den Seefahrer wirklich behindert, ist der Nebel. Bei Nebel wird er immer ankern. Und so sehen Sie bei Euxhaven z. B., wenn es dick wird, oft lange Reihen von Dampfern, die auf das Aufklaren warten und bimmelnd vor Anker liegen. Das kostet Zeit, und damit Geld, und ist sehr ärgerlich.“ —

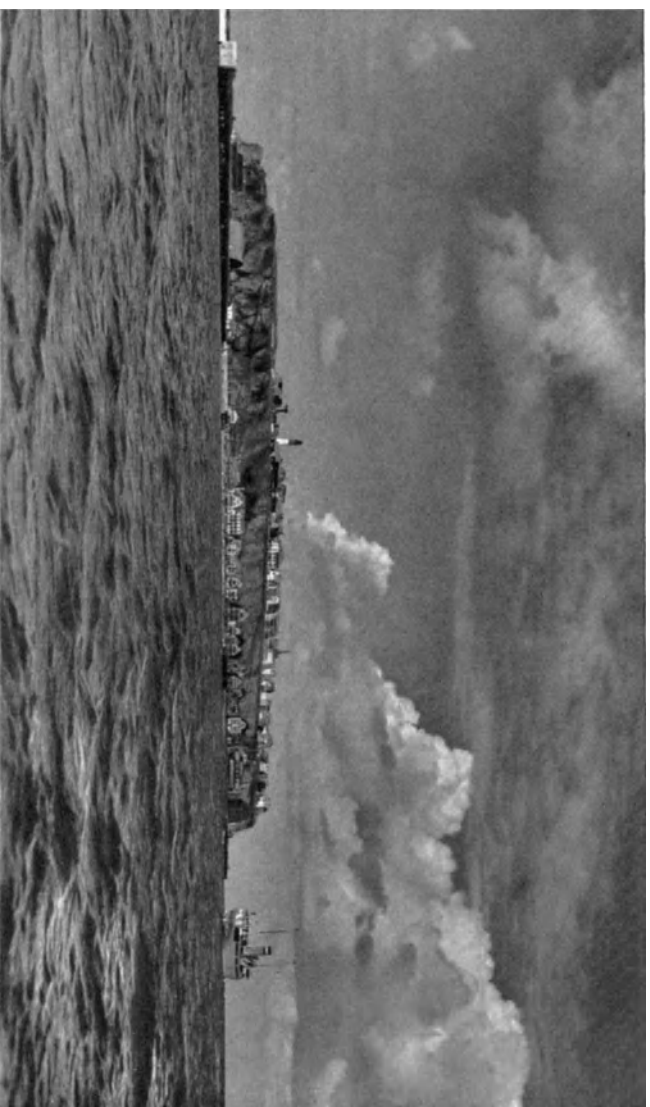
Wir gehen wieder an Deck — man möchte nichts ver säumen, wenn man endlich einmal wieder auf dem Wasser ist! Und was gibt es nicht alles zu sehen! Schon ist der Strom mit seinem nördlichen Ufer weit, weit zurückgetreten, drüben, halb verwischt im Dunst, stehen die gewaltigen Schleusenanlagen von Brunsbüttel: wie oft hat man sie im Kriege passiert auf der Fahrt nach Ost- oder Nordsee!

Schornsteine einer Zementfabrik, Schleusenmauern, Baken, Leuchttürme, Masten von Dampfern, und rechts davon die feinen Striche von Segelschiffsmasten in der alten Schleuse, ein paar qualmende Schlepper davor, Deiche, flaches Land und ein grünes Band, das sich nach Westen zu verliert, überzugehen scheint in die graubraune Unendlichkeit des Wattenmeeres — das ist Brunsbüttel, wie es vom Hauptfahrwasser aus zu sehen ist. Kleine



Immer wieder, so oft man die Insel aus dem Wasser steigen sieht, ist es ein Erlebnis

phot. Sebensky



Erster Blick auf das bunte Bild des Ober- und Unterlandes

phot. Sohenaky

Wellen werfen sich auf; zarte, feine Schaumstreifen bilden sich auf der riesigen Fläche der Elbe, die hier ihre Hochzeit mit der See beginnt.

Ein großer Dampfer, die blaugelben Farben Schwedens am Hecksteck, wird überholt, hellbraun leuchtet seine Decksladung: Grubenholz für England. Ein anderer Schwede, dick, tief im Wasser liegend, ein Erzdampfer von Lulea oder einem der vielen Erzhäfen droben im Bottnischen Meerbusen. Unter dicker Drauchwolke naht, von draußen kommend, ein Amerikaner, hoch liegt er aus dem Strom, langsam schlagen seine Schrauben das immer noch schmutziggelbe Elbwasser auf, hinter seinem breiten Kreuzerheck malt das Kielwasser seltsame Figuren: Schlagsahne mit Schokolade. Knatternd pufft der kleine Motor eines Büsumer Granatfischers; weißer Rauch steigt aus der Kombüse und das griesgraue Segel schlägt mit den Bewegungen des kleinen Fahrzeugs hin und her.

Eine holländische Kuff, breitbrüstig, grün mit weißem Strich rings um den deftigen Leib, zieht gemächlich dahin, genau so bedächtig wie die *Mijnheers*, die irgendwo an den Grachten in Amsterdam in ihren alten, gemütlichen Kontoren sitzen und den „*Telegraaf*“ lesen. Bunte Blumen stehen in hellgrünen Kästen unter den Fenstern des Kajütbaues, deren weiße Gardinen so freundlich aussehen, so gar nicht nach Seefahrt und Segeln, nach hartem Nordseewetter und überkommenden Seen. Weit abgespreizt steht das dunkelbraune Segel am endlosen Gieckbaum über dem Wasser, und als wir passieren und winken, bellt drüben der schneeweiße Spitz laut und anhaltend und jagt in possierlichen Sprüngen auf den schmalen Laufstegen am Rand der Ladeluken auf und ab. Gibt es etwas Gemüt-

licheres als diese wunderbaren, altertümlichen, dicken Ruffs mit dem weitbauchigen, mächtigen Segel und dem lustig langauswehenden Flügel im Rot-Weiß-Blau der holländischen Landesfarben? Sie sind die Philosophen der Nordsee, die sich nie aus der traumtiefen Ruhe bringen lassen, die wackeren Fußgänger des Meeres, die richtigen Genießer ohne Hege und Scheßbuch!

Und dann unser Bootsmann! Beinahe hätte ich ihn vergessen! Immer wieder taucht er auf, steigt den Niedergang herauf, geht über Deck, sieht mit Argusaugen, wenn er verschlinge, entbedt jeden Flecken auf dem blißsauberen Deck, jeden Zigarettenstummel, jeden Faden, der die Planken verunziert. Immer wieder bückt er sich, hebt etwas auf und wirft es mit gemurmelten Flüchen über Bord, in den großen Papierkorb außenbords. Wollswearer, Düffelsacke, Schiffermütze und Seestiefel, dazu blaue Augen — tatsächlich, nicht nur damit es hier besser aussieht, wenn man von einem Bootsmann spricht! — blonde Haare und griffeste Seemannsfäuste. Zuweilen bleibt er stehen und wirft den typischen Seemannsblick in die Runde: erst zum Himmel, dann in die Windrichtung, dann — aber ganz langsam — die Kimm entlang, an jeder Rauchwolke haftend, die irgendwo wie mit dem Pinsel getuschelt, gegen den blaßblauen Himmel steht, bis zum Flaggstock am Heck. Er sieht alles, wie eben ein richtiger Bootsmann immer alles und jedes sehen muß.

Beinahe leer ist das Deck, fast alle sind heruntergegangen in den gemütlichen, hübschen Raum, jetzt, wo der Westwind schärfer und schärfer von draußen hereinweht.

Da sitzen sie alle, die Männer hinter ihrem Grog, die Frauen und Mädchen hinter ihrem Portwein oder der

glühheißen Brühe, ein paar schlafen, die Arme aufgestützt, und kümmern sich nicht um das Kartenspiel und die laute Unterhaltung, die neben ihnen im Gange ist. Rauschend läuft das Wasser an der Bordwand längs, es riecht so richtig nach Arrak und Rum und guten Zigarren, von der kleinen Pantry her klettert Bratkartoffelduft sieghaft bis in die entferntesten Ecken und der Mokka gibt dem Ganzen eine besonders friedliche Note! Der Erste Offizier, lang und schlank, vertilgt mit dem Zahlmeister schnell sein Mittagessen, in der Pantry plaudert die gemütliche Wirtin mit der jungen Frau, die immer wieder die Groggläser füllen muß. Wunderbar warm ist es hier unten nach der Kälte an Oberdeck. Gewissenhaft steht man ab und an auf und wirft einen Blick durch die Bulleyes — verdammt! So ist es doch immer! Ausgerechnet, während man hier seine Lebensgeister auffrischt, ist oben etwas los! Lang, grau, mit drohenden Türmen und grauen Aufbauten, die Kriegsflagge am Heck, den Ankerball am Vorstag, liegt dort ein Kriegsschiff. Der Käpten der „Adler“ — eben kommt er zu einer Tasse Kaffee herunter von der Brücke — peilt ebenfalls durchs Bulleye:

„Die ‚Deutschland‘, unser neuester Panzerkreuzer!“ verkündet er mit der Stimme des todsicheren Fachmanns dem erstaunten Volk.

Na, das geht denn doch zu weit! Wenn das die Marineleitung hörte:

„Um Himmelswillen, lieber Käpten! Erstens haben wir überhaupt keine Panzerkreuzer, sondern Panzerschiffe, und zweitens ist dies nicht die ‚Deutschland‘ sondern die ‚Köln‘, einer unserer Kreuzer! Sehen Sie — wenn Sie es anders nicht unterscheiden können, das Wappen vom

„Hilligen Köllen' am Bug? Drei goldene Kronen auf rotem und elf schwarze Flammen auf weißem Grund?“

Der Berliner, der versucht hat, mit seinem Doppelglas durchs Bulleye den Kreuzer zu betrachten, dreht sich um:

„Sagen Sie mal, viel wert sind doch wohl diese Dinger nicht, was? Und wozu brauchen wir eigentlich eine Marine, ich kann mir das beim besten Willen nicht so recht vorstellen.“

„Alt sind diese Kreuzer keineswegs! Sogar ganz neu und tadellos! Acht sind uns erlaubt von der Sorte, sechs haben wir: ‚Emden‘, ‚Karlsruhe‘, ‚Königsberg‘, ‚Köln‘, ‚Leipzig‘ (inzwischen ist die ‚Mürnberg‘ dazu gekommen), und wozu wir eine Marine brauchen? Ja, das läßt sich nun wahrhaftig nicht in ein paar Worten sagen! Ich will es versuchen — hier! Steward! Einen Grog von Rum, aber recht nöddlich, hören Sie?“

Ich klappe mein Buch zu, in dem ich gelesen hatte, ziehe die Stirne kraus und lege los:

„Sehen Sie, der selige Tirpitz müßte jetzt hier sitzen, der könnte Ihnen das wundervoll verklären! Aber passen Sie auf: wer an der See keinen Anteil hat, ist unseres lieben Hergotts Stiefkind. Und wer keine Schiffe hat, seinen Handel zu schützen — und Handel wollen wir doch wieder treiben, nicht? — dem kann der kleinste Staat, der über irgendwelche Streitkräfte zur See verfügt, diese Schiffe auch noch wegschnappen. Außerdem sind wir nur bündnisfähig für die anderen, wenn irgendeine Macht zu Lande oder zur See hinter uns steht. Und diese Macht zur See, die wollen, ja müssen wir uns wieder aufbauen, und der Führer selbst ist durchaus dieser Ansicht, was seine häufigen Besuche bei der Marine, seine Fahrt mit der

„Deutschland' und sein Interesse für alle Dinge der See gewiß schlagend genug beweisen . . .“

„Ja alles gut und schön, aber wir brauchen doch nur die Küste zu verteidigen, und dazu sind doch weiß Gott nicht so viel Schiffe nötig, man hat . . .“

„Irrtum, abscheulicher Irrtum, Verehrungswürdiger! Tatsächlich! Sehen Sie, gegen diese kontinentale Einstellung haben schon Tirpitz und alle unsere großen Marinemänner angekämpft, und in der Zeit, wo kein Mensch sich um die Marine kümmerte im weiten Vaterland, da hat eben diese Auffassung wieder Fuß gefaßt. Nichts törichter als das! Eine Flotte gehört auf die weite See, daher nannte man absichtlich unsere alte, stolze Kaiserliche Marine auch die ‚Hochseeflotte‘.“

Während ich mich bemühe, dem interessierten Laufenden Zweck und Organisation unserer Marine klarzumachen, eilt die „Adler“ stromab; ein Blick durchs Bullehe zeigt, daß wir uns bereits Euphagen nähern. Was da drüben inmitten saftiger Marschwiesen hinterm grünen Band des Deiches liegt, wahrhaftig, das ist ja schon Altenbruch, die beiden spitzen Kirchtürme, die nach einem alten Schnack „niemals in Eins peilen“, d. h. wie ein einziger Turm aussehen, und die man so oft sah, als man in den ersten Kriegsmonaten hier mit dem alten V. Geschwader die Elbe festhielt!

Auf einmal verbunkelt sich das Bullehe. Die Imperatorpier taucht auf, zieht draußen vorüber; die Schrauben schlagen zurück, Leinen fliegen an Land; wir stürzen an Deck: Euphagen!

Post kommt an Bord, Kisten und Gepäckstücke, ein paar frierende Badegäste, ein paar Helgolander, dann pfeift es

von der Brücke, die „Adler“ legt ab; wieder mahlen die Schrauben, und es geht hinaus ins Fahrwasser, an der gewaltigen, schönen Kugelbake vorüber dem Feuerschiff zu, das in der Ferne wie ein rotgeflochter Hummer auf der nun grüngrauen Fläche liegt, ein bunter, froher Farbenfleck mitten im zarten Blaugrau von Himmel und Wasser.

Immer noch ist der Himmel bedeckt, das Wasser ruhig und fast unbewegt. Nur der leise Swell der von draußen hereinkommenden Dünung macht sich bemerkbar; es ist, als ob diese graue, unter dem seltsam hellen Himmel liegende Flut langsam erwache, als ob eine Brust sich leise dehne im Verlangen nach Größerem, nach Freiheit, Weite und dem Grenzenlosen dort hinter den letzten Feuerschiffen und Fahrwassertonnen. Eine lehrreiche Fahrt erlebt man von Hamburg bis hinaus nach dem Feuerschiff „Elbe I“. Ein Hineinwachsen aus Hafentlärm, Geschäftigkeit, Erwerbsgier, buntestem Leben hinaus über den breiter und breiter werdenden Strom, vorüber an dem bunten Band der Schiffe, das vom Hafen an, wo es noch breit und vielfarbig ist, immer dünner und farbloser wird, bis es ausmündet in die wunderbare Symphonie von Luft und Wasser, eine Symphonie, die in allen Schattierungen vom zartesten Laubengrau bis zum violefarbenen Dunkel der Regenwolken, die fern überm Watt stehen, die unendliche Größe und Vielheit widerspiegelt, die See und Luft fern vom Lande dem Beschauer bieten.

Fischdampfer stampfen, mit der langen Dünung wandernd, dahin, morgen sind sie auf der Doggerbank, übermorgen bei Schottland, und dann brausen die Stürme an Islands Felsenküste über sie hinweg, wenn sie den harten Weg ihrer schweren Arbeit verfolgen. Kleine, trockige

Gesellen sind es, sturmzerzaust, wetterzerbissen, unermülich grasen sie über den Gründen der See, und ihre Mannschaften gehören zu den härtesten Seeleuten der Welt.

An Steuerbord, weit drüben ragen feine Baken über den helleren Sänden, Frieschen, das Flackeholm Frenssens und der „Drei Getreuen“, dünne, meilenweite Schaumstreifen gürten die türkischen Untiefen, die gerade hier, kurz vor der Mündung der Elbe in stürmischen Winternächten den einlaufenden Schiffen so oft zum Verderben wurden. Vogelsand, Scharhörn tauchen auf mit ihren großen Baken, die wie stämmige Wächter auf dem gelben Sande stehen, der Insel Neuwerk weit vorgelagert.

Neuwerk: ein grüner Strich über graugelbem Watt, dunkle Baumgruppen um breitgelagerte Häuser, eine rundauchige Bake, alles übersteilt und beherrscht vom wuchtigen Massiv eines uralten, trostigen Turmes. Man sieht mit dem Glas hinüber, breite und schmale Priele leuchten auf, Brandungsreihen schimmern, und das Flirren der Seeschwalbenschwärme dunkelt über den weiten Watten. Mit weggefierten Segeln warten zwei Tjalken in irgendeinem Priel auf die Flut, schmaler Rauch kräuselt aus den kleinen Schornsteinröhren ihrer Kombüsen. Wundervoll ist die unendliche Weite der Landschaft, die schier unbegrenzte Sicht, die stets wechselnde Beleuchtung.

Der Störtebekerturm ist es, der immer wieder den Blick auf sich zieht, eine alte Melodie summt im Ohr:

Störtebeker und Goedecke Micheel,
Die raubten beide to lieken Deel
To Water un to Lande

Während die „Adler“ ihren Weg fortsetzt und langsam zu stampfen beginnt, lehren die Gedanken zum alten Turm, magisch zieht er einen an, dieser Backsteinbau mit seinen für die Ewigkeit gefügten Mauern. Eine andere, waffenklirrende, laute Zeit taucht auf. In den engen Gängen des alten Gemäuers klirrt es von Stahl und Eisen, ein breites Langschwert scheppert auf steinernen Stufen, Flüche, Geschrei und Gelächter dröhnen herauf: Störtebeker und die Seinen kommen von weiter Fahrt. Dicke Teppiche decken die Fliesen der Turmräume, flämisches Tuch, aus flandrischen Schiffen geraubt, hängt in schweren Falten über eichene Türen, golden und silbern blinken die Humpen auf klobigen Tischen. Braune, fremde Frauen und blondhaarige, blauäugige Friesenmädchen empfangen der Schalme Brüder mit frohem Zuruf. Drunten im Priel, hochbordig, mit Mast und Takelwerk, schwarzen Freibeuterflaggen und wappenbunten Wimpeln, drohenden Rohren und reichgeschnitztem Heck liegen die Schiffe: „Agile“, „Sunte Mareiken“ und die andern. —

Ja, und dann verbüstert eine Riesenrauchwolke den Westhimmel, sie weht schwarz und gewaltig daher, hinter ihr erscheint in rascher Fahrt ein großer Dampfer, einer von den Ozeanrennern der Hapag, größer und größer wächst er aus dem Wasser, nun passiert er: die „Albert Ballin“ von New York nach Hamburg unterwegs. Ein deutsches Schiff auf dem deutschen Strom, hier an der Grenze zwischen Elbe und Nordsee. Wir winken hinüber und freuen uns.

Feuerschiffe werden passiert, „Elbe IV“ bis „Elbe I“, das voraus in einer Dunstschicht, die plötzlich aufkommt, eben noch zu erkennen ist. Kurz vorher drehen wir ab und



phot. Busch

Das stämmige seefeste Boot geht längsseit



phot. Schensky

Mit dem Luggerbboot an Land

nehmen Kurs in die offene See, hinüber nach Helgoland, das dort irgendwo hinter den wandernden Wogen liegen muß. Feuerschiffe sind die anerkannten Freunde des Seemanns; er liebt sie, die großen, lebendigen Wegweiser des Meeres, die ersten Boten des Landes, wenn er heimkommt aus der graugrünen Wasserwüste, die letzten Vorposten, wenn er wieder hinauszieht in die Unendlichkeit der See.

Der Wind hat weiter aufgefrischt und die „Adler“ stampft mit ruhigen, stetigen Bewegungen über die allmählich sich grün färbende See. Nun sieht man erst, was für ein wundervolles Seeschiff dieser kleine Dampfer ist! Nichts Überhastetes, nichts von Stößen und plötzlichem Überliegen — weich und schmiegsam gleitet er dahin, schwingend mit dem Takt der See. Möven schweben überm Heck, ihre kalten, scharfen Augen spähen nach Beute; ihre grauweißen Flügel mit den taubengrauen Deckfedern rühren sich kaum, und ihre herrischen, krähenden Schreie bilden mit dem Rauschen der See und dem Säusen des Windes den Sang des Meeres, nach dem man sich sehnt in den langen Tagen der Arbeit in der Großstadt.

Ganz in der Ferne schwinden die Masten und der rote Rumpf von „Elbe I“, ein grellweißer Strich leuchtet in seiner Nähe, der schöne Lotsendampfer, der hier draußen auf Arbeit wartet, und weiter nach der Weser zu, eben noch erkennbar, als der Wind für Augenblicke die Dunstschicht wegfeht, die griesgrauen Segel des Weserlotenschoners mit dem großen, schwarzen „W“ im Tuch. Nach Steuerbord zu rollt die grüngraue, schaumdurchsetzte Fläche der See, ganz klar ist dort die Kimm.

Es ist wie ein Ausruhen, ein Sichhingeben an den Rhythmus, an die Melodie der See, der Alltag fällt ab

wie ein Kleid, das bedrückt und einengt, die Gedanken wandern, unbewußt, geführt von all der lebendigen Bewegung ringsum, und man begreift die Wahrheit des Wortes: „Die See macht frei . . .“ —

Voraus, mitten in dem Auf und Ab, über den rollenden Kämmen der Wogen, hineinragend in den Himmel, der hell und graublau sich über dem Dunkelgrün des Meeres spannt, steht auf einmal ein grauer Strich, eine Bank, seltsam starr und hoch: Helgoland! Sie ist da, sie wächst nicht aus der Flut, sie springt aus dem Wasser, und während man noch mit dem Glase suchte, und einen feinen Strich erwartete, der dort langsam auftauchen mußte, entdeckt man, daß die Insel, einem Märchenschloß gleich, schon längst über der Kimm stand. Höher und höher ragt sie aus dem Gewoge, ändert die Farbe, das bleiche, matte Grau wandelt sich in Rosa, in Rot, je näher man kommt, und dann blinkt auch der feine, weiße Leib der Düne auf, der schlanke Leuchtturm, die Häuser des Oberlandes und die dichtgedrängte Herde der Windschuß suchenden Gebäude am Unterland.

Immer wieder, so oft man diese Insel aus dem Wasser steigen sieht, ist es ein Erlebnis, eine Schau eigener Art, die ans Herz greift, irgendwie, mit dem Drängen und dem Geheimnis uralter Sagen, mit der Melodie eines unekannten, nur geahnten Mythos, der dieses Gestein aus grauer Vorzeit geisterhaft umwittert. Und es ist wie ein Zwang, wenn man immer beim Inblickkommen die Lippen bewegt und ihren Namen flüstert wie den Namen einer Geliebten, die fern, hinter den Meeren wohnt, und die man selten — und nur Feiertags — begrüßen darf: Helgoland!

Die zollfreie Insel

Schon drängt sich alles im Zwischendeck der „Adler“, dort, wo der schmale Einschnitt der Bordwand den Weg freigeben soll in die Boote. Wir gleiten mit verminderter Fahrt im Schuß der zerstörten Hafengebauten dahin, das Stampfen hat aufgehört, leise wiegend strebt der Dampfer seinem Ankerplatz auf der Reede zwischen Düne und Unterland zu, auf der Back steht der Bootsmann klar beim Ankergeschirr, der Maschinentelegraph klingelt und stoppt die Fahrt.

Hinter den Molenbauten, an deren Fuß grün und schäumend die See brandet, knattern Boote hervor. Wunderbar stämmige, seefeste Boote, ein Typ, wie er nur auf dem Lunn heimisch ist und gebaut wird. Weiß sind sie, mit bunten Streifen um den fülligen Leib und schwarzen Namen am Bug, Mädchennamen, wie es sich für Boote gehört, die lustig und beweglich über die unruhige See rings um die Insel steuern sollen. Früher fuhren sie noch eigenartig geschnittene Luggersegel und glitten wie Möven hin und her zur Düne, wenn Badezeit war und alles hinüberstrebte zum weißen Sand. Jetzt rattern die üblichen Motoren in den Booten — verdammt harte Motoren, man könnte sich vorstellen, daß der Tritt eines Helgolander Seestiefels sie unbedingt wieder in Gang bringen würde, wenn sie einmal streifen sollten!

In Südwester und Olzeug stehen die beiden Bootsleute am Heck, breit wie die Kleiderschränke, Füße und Beine in

den langen, englischen weißen Gummistiefeln, die auch auf unseren Fischdampfern sämtliche Matrosen mit Vorliebe tragen, die englische Pfeife im Mund, fest und unerschütterlich auf ihrem schwankenden Untersatz eingerammt. Zender baumeln außenbords und die schweren Boote wälzen sich rollend über die kurze See der Keede. Wenn der Bug einhaut, klatscht das Wasser in grünglasigen Gischt hochauf, wird zur Seite geworfen und schillert im Sonnenlicht, das jetzt auf einmal sieghaft und strahlend durch die niedrig hängenden Wolken bricht und Insel, Strand, See und Keede mit tausend Lichtfunken und goldenem Glitterwerk überstreut.

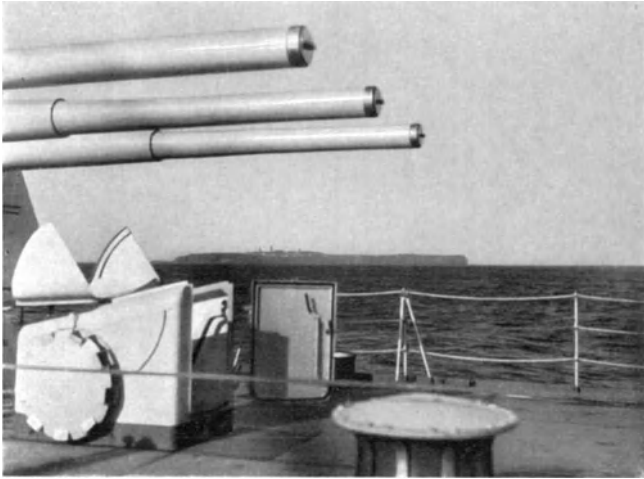
Drüben, an den Trümmern der langen Molen des ehemaligen Kriegshafens schlägt mit ruhiger, gleichbleibender Selbstverständlichkeit, geregelt vom Atem der See, eine hohe Gischtwolke auf, steht sekundenlang steil und leuchtend über der Mole, bricht zusammen und verpufft, wie der Aufschlag ferner Geschüßsalven, die in Wirklichkeit nie diesen Strand erreichten. Minutenlang sind die Pausen, es ist, als ob ein vorsichtiger Gegner sich einschösse mit Einzelschüssen auf die zyklopenhaften Trümmer, man zählt unwillkürlich, wie man es tat beim Gefechtschießen, wenn man die Zeit vom Abschuß zum Aufschlag prüfend maß. —

Doch nun fahre ich hier als Badegast herum und sehe den Helgolander Booten zu, die längsseit kommen und erst die Post — das weitaus Wichtigste für die Insel! — und dann die Passagiere übernehmen. Wir legen ab, noch ein Blick zur „Adler“, die langsam in ihre Ankerkette törrt: grell weiß leuchtet der saubere Anstrich in der Sonne, das grüne Unterwasserschiff, das zuweilen beim Schlingern eine Handbreit sichtbar wird. Dann rattern wir der Lande-



Brecher vor der Landungsbrücke

phot. Schensky



phot. Busch

Kreuzer „Königsberg“ auf See hinter der Düne

brücke zu, die weit und gewunden hinausgreift auf die Seebe.

Oben auf der Landungsbrücke ist ungefähr alles versammelt, was „grade nichts zu tun hat“ — das sind auf dem Lunn um diese Zeit sehr viele! — und begrüßt die Bootsinsassen, sieht neugierig herunter, wer wohl von Badegästen gekommen sein könnte und bildet — genau wie die Sommergäste zur Saison — eine Lasterallee, in der es nicht minder aufgeregt zugeht, wie zur Zeit, wenn drei, vier weiße Hapag- oder Lloyd-Dampfer auf Seebe liegen und die „Eintagsfliegen“ an Land gebracht werden!

Dieses Ausbooten ist auch so eine Sonderheit der Insel, und wenn man einen Helgolander fragt, wieso und warum denn in drei Teufels Namen noch keine anständige Landebrücke gebaut ist, warum die Dampfer nicht längsseit gehen usw. usw., dann sieht er einen strafend aus hellen, blauen Augen an und sagt etwa :

„Ja, sehen Sie, das ist eins von unseren Privilegien!“

Meist wird bei dem Zauberwort „Privilegien“ — man merkt mit der Zeit, daß es Duzende dieser Privilegien gibt! — hinzugefügt:

„Vom Gouverneur!“

Damit ist dann aber in 99 von 100 Fällen der englische Gouverneur gemeint und nicht der deutsche, der seit der Besitzergreifung in dem hübschen Hause am Falm wohnte! Und, Hand aufs Herz: ist es nicht viel hübscher, romantischer und seemännischer, man läßt sich von den sicheren, großen Luggerböten vom Dampfer aus an Land setzen, als daß man profaisch, wie überall sonst, mit stackernden Füßen über eine steile und enge Gangway die Insel betritt?

Ich jedenfalls bin mehr für diese Boote — mögen sie noch lange erhalten bleiben! — Sie gehören zum Helgolander Milieu wie die Hummern, der Whisky und die englischen Shops! Das Milieu — ja, das ist schwer einzufangen und nicht mit drei Worten abgetan! Da gibt es zunächst die echte, Helgolander Atmosphäre, die einen umgibt, sowie man nur den Fuß über die glitschigen Stufen der Landungstreppe auf den Steg selbst gesetzt hat. Während der Blick noch hinter den vergnügten jungen Jamels, den Mädchen herläuft, die Arm in Arm auf dem Steg auf und ab promenieren, bunte Kappen auf den blonden Haaren, Öl- und Regenmäntel, deren Gürtel im Winde schlagen, um die zierlichen, schlanken Figuren, schnuppert die Nase und hat Feiertag! Es riecht nach Tang, nach Jod, Salz, Muscheln, Fischen, nach feuchtem Sand, nach Holz und Teer, nach Rum, wahrhaftig, nach Rum und Arrak, mit einem leichten Schuß englischer Zigaretten, das alles auf der Grundlage von Hummer. — Du siehst umher: Tang liegt wie Herbstlaub in großen Mengen längs des Strandes, Teer- und Holzgeruch liefern die Boote, die zu Duzenden auf den Strand gezogen sind, Hummerkörbe stehen in langen Reihen auf der Brücke und am Strand umher, und englischen Tabak oder englische Zigaretten raucht jeder Mensch auf Helgoland, und ein wenig Yardley Lavender — nun, das kommt wohl von den Jamels, die wie die Posten auf und ab stolzieren und auch wissen, was gut ist! Mit verbundenen Augen würde ich diese Atmosphäre wiedererkennen, und wenn ich auf dem berühmten Teppich Tausende von Meilen durch die Luft gesauft wäre und jegliche navigatorische Sicherheit des Bestecks verloren hätte!

Die zollfreie Insel! Ja, nur schnell hinein in die kleinen Läden, irgend jemand hatte behauptet, das gäbe es nun nicht mehr vonwegen der Devisenschwierigkeiten, und der Whisky wäre auch schon so langsam alle geworden auf dem Lunn! Himmel, wenn das wahr wäre! Das war doch mit ein Grund, weswegen man ausgerechnet nach Helgoland fuhr: Whisky und echte englische Zigaretten! Also los; der Kofferträger wird das natürlich wissen:

„Sagen Sie mal, Whisky gibt es doch wohl noch, wie?“

Ordentlich ängstlich sehe ich den Mann an, der den schweren Koffer wie ein Spielzeug in breiten Fäustchen jongliert. Der macht eine Miene, als wollte man ihn, wie der Berliner sagt, „auf den Arm nehmen“:

„Whisky — aber natürlich, überall!“

Na, da ist so ein Laden, an dem kleinen Platz auf dem das gutgemeinte, aber ein wenig sonderbare Denkmal von Jay Andresen Siemens steht, dem Gründer des Badeortes Helgoland. Im Fenster dieses Ladens ist eine dickbauchige Flasche neben der anderen aufgebaut, französischer Kognak, Liköre in allen Regenbogenfarben, Sekt und Whisky — alle Sorten, die nur in London hinter den vergitterten Fenstern uralter City-Shops zu haben sind. Ich sehe das große, blonde Mädchen, das dort bedient, ein wenig unsicher an: immerhin besteht noch die Möglichkeit, daß dies alles Attrappen sind und es wieder einmal nichts ist mit der Hoffnung auf einen ordentlichen Whisky-Soda:

„Eine Flasche White Horse, bitte!“

Sie nimmt eine vom Bord — dies ist eine richtige Friesin, denkt man dabei, solche ruhigen, abgemessenen Bewegungen haben doch nur die Friesinnen hier oben! —

wickelt sie ein und sagt den Preis. Draußen sitzt inzwischen der Kofferträger auf dem Koffer und unterhält sich in diesem unverständlichen Idiom mit irgendeinem Helgolander, der, beide Hände tief in den Taschen seiner blauen Schifferhose, daneben steht. Nun noch schnell die Zigaretten: Gold Flake, mild natürlich, die selbst in London schwer zu bekommen sind, Commander — weil das doch so schön paßt, und ein paar Abdullah Turkish, damit sind die ersten Wünsche erfüllt, und ich gehe gemächlich, die Augen rechts und links auf den Auslagen der kleinen Läden, zum Fahrstuhl.

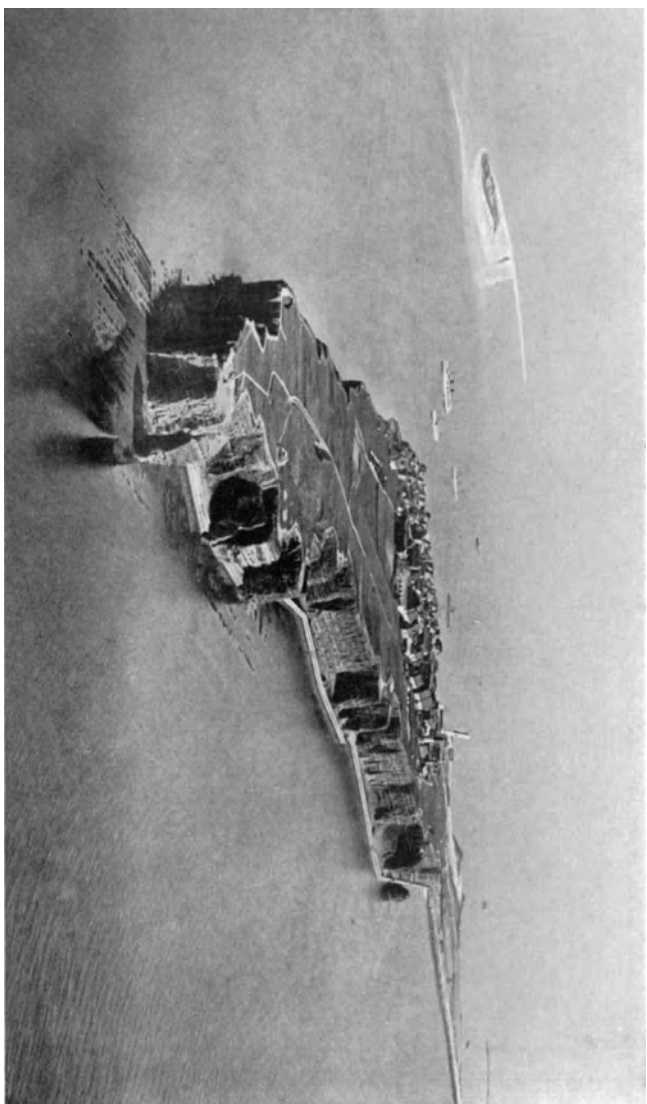
Was in Neapel oder Berlin die Passage ist, das ist hier dieser Gang durch die Straße zum „Markusplatz“! Läden neben Läden, und alle mit englischen Waren, englischem oder französischem Alkohol, Drops, irischen und schottischen Shawls und Decken, englischen Seestiefeln, Regenmänteln, Utensilien, Zigaretten, englischen Konserven — die ausgezeichnet und billig sind — mit französischen Parfüms, französischen Sektmarken und — nicht zu vergessen — einer Auswahl des herrlichsten Kitsches, den es je in Badeorten gegeben hat!

Sehr verlockend sind überall die Schilder an den jetzt leider geschlossenen Restaurants und Speisehäusern: Kaviar, Austern, Hummer, französischer Sekt usw. usw. Ja, ja: die zollfreie Insel! Durch die dunkle Schlucht zwischen den letzten Läden — Parfüm, Postkarten und Zigaretten sind hier die Spezialität — schlängelt man sich zum Fahrstuhl. Ein Baum steht dort, wahrhaftig, ein Ahornbaum, wenn mich meine botanischen Kenntnisse nicht täuschen. Ein Baum mitten zwischen den Häusern, ein Wunder! Der scharfe Westwind kann ihn nicht erreichen,



phot. Schensky

Das Wahrzeichen der Insel



Aufnahme Nr. 4100 Hamb. Luftb. v. R. L. M. freigegeben

so steht er hier, und noch hängen lose die letzten Blätter und schaukeln in der Abendbrise, die durch die Straße weht.

Und nun stürzt einer aus dem gemütlichen Restaurant, das jeder Seeoffizier aus Kriegs- und Friedenszeiten kennt, aus der „Erholung“ — Klein, stämmig, mit ewig vergnügten Augen, glatt rasiert — und preit mich an. Ja, das ist nun einer der alten Kameraden von der christlichen Seefahrt, früher Kommandant in derselben Flottille bei den Minenseukers, mit dem man zusammen nach den schlimmen Zeiten über die Nordsee pflügte:

„Halloh, Herr Kapitän! Auch wieder hier —“

„Nee, ich komme morgen, mein Vester! Und essen tu ich auch wieder bei Ihnen, das versteht sich am Bande!“

Er macht eine weit ausholende Bewegung mit der Hand:

„Aber einen Begrüßungsschnaps müssen wir doch schnell verlöten, was?“

Stehend, freihändig wird ein Ia-Kognak zur Brust genommen:

„Also, nachher komm' ich zum Abendbrot, was haben Sie denn Schönes?“

„Kniepers, ganz frisch gefangen, tabellos!“ und er schnippt mit den Fingern und schmalzt mit der Zunge. — Kniepers, hm, da haben wir gleich das richtige Helgolander Empfangessen, all right! Kniepers sind die großen Taschenkrebse, die Dwarzlöpers, deren Schalen man überall auf dem Ober- und Unterland findet und die der Unkundige für Hummerschalen hält und daraus den Schluß zieht, die Morgen-, Mittags- und Abendmahlzeit der Eingeborenen auf dieser gesegneten Insel bestände jahraus, jahrein aus Hummer. Kniepers sind zwar nicht so fein wie Hummer,

aber immerhin — und so ein Duzend Kniepers hat es in sich, etwa wie die halbe Gans, die unsere Männer in Friedenszeiten auf den Kriegsschiffen zu Weihnachten zu bekommen pflegten. —

Im Fahrstuhl fällt dann so langsam der letzte Rest von Binnenländischem von einem ab — oder sollte daran der Kognak Schuld sein? Man reckt sich, sieht befriedigt die Anzeigen, die an der braungebeizten Wand kleben, mitten zwischen den Anpreisungen von schottischen Decken, von Drops: Croß & Blackwell, London natürlich — und bestem Jam, der Kirchengzettel und ein Plakat der Mokkastuben, des „einzigen Aufenthaltsortes während der Winterfaison“. Der Groschen klumpert in den Schloß der Büchse, man begrüßt den Fahrstuhlwachhabenden und fragt, wie es sich hier von selbst versteht, nach dem Wetter. Wetter, Schiffe und wieder Wetter und Vogelschießen, das sind so die Hauptgesprächsthemen auf dem Lunn um diese Zeit, das weiß man nun auch schon.

Gemeinsam treten wir aus dem Fahrstuhl, der schnurrend oben hält, sehen in die Runde, nicken uns zu und brauchen nichts zu reden: der Himmel selbst hat die Wettervorausage viel genauer und sicherer vor allem aufgemalt, als unten im vergitterten Kasten die Seewarte ihren Wetterbericht. Ganz zartblau spannt sich eine fast durchsichtige, gläserne Wölbung über die Insel, ganz hoch droben, fein und weich wie Schwanenfedern schwimmen Cirruswolken, geschwaderweise geordnet nach einem Richtungspunkt, quer darunter ein paar schmale Streifen niederer Wolken; goldrot steht die sinkende Sonne über dem grün-grauen Wasser, und im Westen ist die Linie zwischen Himmel und Wasser unscharf geworden, als hätte ein

breiter Daumen mit einem Wischer die Grenze verdeckt, die vorher noch so deutlich zu sehen war.

„Wind und Regen, vielleicht Sturm“, sagt bedächtig der Mann und schiebt die Mütze in den Nacken.

Sturm und Regen — gut, sehr gut, das ist das richtige Wetter für Helgoland im Herbst. Was schert einen hier der Regen, der in der Stadt so unangenehm ist? Gar nichts, dagegen hat man den Regenmantel. Und Sturm? Den will man ja gerade haben, hier auf der Insel im Meer, der soll einem den letzten Rest von Asphaltstaub und Benzingeruch aus den Lungen jagen. Sturm und Regen, ausgezeichnet!

Es scheint auch zu stimmen, denn die braunen Segel der vielen Finkenwärder Fischerboote, die besten Anzeiger für schlechtes Wetter, streben alle dem Hafen zu, leicht geneigt gleiten sie über die See, die jetzt dunkelgrün wogt und immer mehr Schaumstreifen aufzusehen scheint. Die ersten Leuchtfeuer auf Keede und Düne blitzen auf, noch dringt ihr Schein nicht durch, die Sonne steht noch immer über der Kimm; Insel und Keede beginnen ihren nächtlichen Schmuck anzulegen, und der Wind braust lauter und schärfer die Falm, die schöne, breite Straße an der Kante des Oberlandes entlang: in ein paar Stunden wird der Sturm da sein!

Abends am Strand

Ich stehe am Fenster, sehe hinaus aufs Unterland, auf Keesee und Düne und freue mich auf den ersten abendlichen Spaziergang auf der Insel. Wo ich bin? In einem der hübschen Häuser am Falm natürlich, wo soll man in Helgoland anders wohnen als alter Seemann, als am Falm? Das ist, als wenn man auf der Brücke eines großen Ozeanrenners steht und alles sehen kann, was auf dem Schiff und auf See so vor sich geht. Und immer ist dieses gewaltige Schiff in Fahrt, so scheint es wenigstens; der Wind fegt den Falm entlang, an der Südwestecke, dem Bug sozusagen, sprüht immerfort die See auf und klatscht gegen die Schiffswand, die rot und weiß wie verrostete Mennigfarbe aus dem Wasser steilt. Ja, sie ist ein Schiff, die Insel, ein Schiff, das ruhig im stärksten Seegang liegt wie die großen Liner, die in 4¹/₂ Tagen von Hamburg nach New York brausen, unbekümmert um Wind und Seegang. Gerade jetzt, im Herbst, muß ich immer wieder diesen Vergleich ziehen. Ringsum das aufgeregte Meer, kein Land weit und breit, nur an besonders klaren, sichtigen Tagen ein Schimmer der fernen Küste bei Wangerooge, drüben, nach der Jade zu. Selbst bei Ostwind immer diese salzgetränkte, frische Luft, entkeimt bei dem Flug über Meilen schäumender See, hart, wie geladen mit Energie, mit Spannung und Leben wie ein elektrischer Strom, der unablässig dahinfließt, sich biegt um die silbernen Schwingen der Möven, die griesgrauen und braunen Fischefegel

füllt und den Rauch der Dampfer waagerecht über die Wogenkämme fegt, gesättigt von Schaum und Gischt, feucht, mit dem leisen Duft von Jod, Tang und Seegras.

Zu jeder Tageszeit findet man die Haluners, wie sie sich selbst nennen, am Falm, es ist der große Ausguck, der Treffpunkt der Männer, eben die Brücke dieses geheimnisvollen Schiffes. —

Draußen schlägt der Wind seine Krallen in den Regemantel, wüchtig, ungestüm fährt er daher, die lange Straße entlang, beinahe ist es schon Sturm, was mich da anfällt, daß ich den Kragen hochschlagen und mich gegenstemmen muß. Laut röhrt die Brandung, dumpf, drohend. Die Luft ist klar und feuersichtig, niedere Wolken, regenschwanger, jagen nach Osten, und an den Lichtern der „Adler“, die auf Reede liegt, erkenne ich, daß dort schon ziemlicher Seegang sein muß. Überall blüht und funkelt es in Weiß, Gelb, Rot und Grün, Fahrwassertonnen, die Dünenbaken, die fahlbleichen Wogenlampen am Fischereihafen, wo jetzt, dicht gedrängt die halbe Finkenwärder Flotte festgemacht hat. Hoch am Himmel, schnell, lautlos, trotzdem man stets ein leises Säusen zu vernehmen glaubt, eilen die drei Lichthiebe des großen Feuers vom Helgolander Leuchtturm über Insel, Düne, Reede und Meer. Sie wandern und eilen dahin, tausend Meilen wandern sie, im stets gleichen Schwung, schweben über die Kimm, im Kreise, in einer magischen Gebundenheit, die verwirrt und still macht. Es dauert lange, bis man dieses Wahrzeichen, diese unermüdlige, geheimnisvolle Wiederkehr des nächtlichen Feuers von Helgoland eingeordnet hat in den Kreis der Erscheinungen, die der Insel eigentümlich sind.

Die Marine liebte es besonders, dieses Feuer, das eins der stärksten der ganzen deutschen Nord- und Ostseeküste ist. Spielten sich doch die Flottenmanöver vor dem Kriege meist in der Nähe ab, und lagen doch die Schiffe in den Manöverpausen unter der Düne in langen, grauen Reihen, wenn die Tagesarbeit getan und man zu kurzer Ruhe über Nacht geschwaderweise ankerte.

Es gab ein Lied, das die ganze Hochseeflotte kannte; das wurde oft in den Messen gesungen und ging so:

Und wenn wir verlassen das teure W'haven
Dann zieht's uns nach Helgoland hin,
Wir schauen's so gerne in weitester Ferne,
Zum roten Land steht unser Sinn!
Das strahlende Feuer, uns allen so teuer,
Es huscht wie ein Schatten hin leis
Und steht wie ein Richter der Schiffe Gelichter
Und wie sie sich drehen im Kreis:
Sffst, mal Backbord, mal Steuerbord, fffst, im Kreis
Drehen und Schwenken in einem fort, [immerzu,
Sffst, der macht eine Ramming dort,
Sffst, mal Backbord, mal Steuerbord, fffst, im Kreis
Oh Helgolandfeuer, wie bist du uns teuer, [immerzu,
Du läßt uns keine Ruh! . . .

Und nun fährt dieses Feuer, das man von der Flotte, von den kleinen, seefesten Booten der Minensucher, von den Promenadendecks der Dampfer so oft beobachtete, dicht über dem Kopf dahin.

Und als dann eine Stimme fragte:

„Ach, sagen Sie, ist dieses vielleicht Helgoland? Das soll doch so ein starkes Feuer sein?“

Dann, ja, dann gehörte man mit einem Male wieder dazu, zu der See, dem Wind, der sternensüßeren Nacht und zu diesem Feuer, das drüben blickte:

„Ja, gewiß, Helgolandfeuer ist das. Eins der stärksten Feuer der Küste.“

Man berichtete, ganz sachliches, untrügliches Segelhandbuch und Leuchtfeuerverzeichnis, über Erbauung des Turms, ließ ein paar Worte fallen über die offene Blüse, die dort jahrzehntelang mit Petroleumfeuer geflackert hatte, vom alten englischen Feuerturm und dem modernen, der mit seinen Hohlspiegeln und Apparaten nun 82 Meter über dem Wasser steht. 23 Seemeilen weit schleudert er seine Blitze hinaus, — oh, man weiß doch Bescheid, nicht wahr?! Und dann beendete man seinen Vortrag und hob sein Doppelglas und sah selbst noch einmal hinüber. . . .

Langsam schlendere ich an den Gäßchen vorüber, den Falm entlang zur Treppe. Enge Durchblicke, wie düstere Schluchten, überflackert vom Schein der wenigen Laternen, öffnen sich, und überall ragt dieser schlanke Turm wie ein schwarzes Gespenst über den Dächern, überall sieht man am Ende der Gassen dieses drehende, ruhelose Lichtbündel kreisen. Blinkende Lichter hellen kleine Fensterscheiben auf. Beim Postkasten an der Apotheke, oben an der Kante des Oberlandes, wo es hinuntergeht zur Treppe, stehen ein paar Helgolander und unterhalten sich, andere trappen gemächlich die vielen Stufen herauf und verschwinden in den Gassen des Oberlandes.

Hinter der Düne, schwach und kaum zu unterscheiden, blickt das Eiderfeuerschiff und die beiden roten Einfahrtstonnen auf See öffnen und schließen böse funkelnd ihre rubinfarbenen Augen.

Unten am Fuß der Treppe ist es windgeschützt, eine seltsame Stille nach dem Heulen auf dem Falm, nur hoch in den Lüften sauft es dahin, in pausenlosen Stößen, und das Grollen der Brandung dröhnt wie eine Grundmelodie dumpf und mahnend dazwischen.

Ausgestorben scheint das Unterland, nur an den Ecken des Platzes vor dem Nordseemuseum steht wieder eine Gruppe; wie heimliche Verschwörer hocken sie zusammen, dunkel in ihren blauen Schifferhosen, den Seestiefeln und den weiten Jumpern, die Schirmmützen fest in den Nacken gezogen. Hell liegt die Kaiserstraße da, der Sturm springt mich an mit einem Aufheulen, als hätte er schon längst gewartet und jagte nun mit doppelter Kraft vom Strand her durch den Ort. Ordentlich gegenstemmen muß man sich, und es ist, als spürte man schon Salz auf den Lippen, so vollgefogen ist der Westwind von der Feuchtigkeit der See.

Ein paar Läden sind noch erleuchtet, die Buchhandlung mit alten Berliner Zeitungen — „Neuerscheinungen des Büchermarktes“ wie es immer so schön heißt — die Auslagen des Hoffotografen Schensky, des Künstlers, der so wunderbare Studien von der Insel schuf und jetzt als Spezialität die herrlichsten Mövenaufnahmen mit unendlicher Geduld und sicherem Blick für das Malerische herausstellte. Am Ende der breiten Straße zittert Lang, hereingeweht vom Meer: und nun erst hat der Sturm seine volle Kraft, frei vom Konversationshaus und der „Prinzess Alexandra“ stößt er wie mit Keulenschlägen herein. Ein paar Fischer, gebückt hinter der Terrassenbrüstung, sehen neugierig her, wer da wohl so verrückt ist, mitten im Wind zu gehen und nicht sorglich den Schutz



phot. Schensky

An manchen Stellen schaufeln getrocknete Fische



phot. Schensky

Der Falm

aufzusuchen, in dem die Gruppe steht. Natürlich, ein Badegast! Ich trete hinzu:

„Das weht ja Bäderjungs heute, wie ist das bloß möglich, ich habe keine Sturmwarnung gesehen?“

Beinahe mitleidig dreht einer die volle Breitseite her:

„Doch, vorhin, kurz ehe es dunkel wurde, hielten sie den Warnungsball und dann das Signal für Sturm aus Südwest.“

Ich drehe ab, es hat nicht viel Zweck, die Männer hier in ihrer Abendunterhaltung zu stören. Wenn man etwas erfahren will, dann muß man schon in die Grogstuben gehen, hier draußen reden sie nicht viel, die Haluners: hier stehen sie umher und blicken auf die See, als warteten sie auf irgend etwas Ungeheures, auf eine Unterbrechung des Daseins, auf ein Wunder, das draußen aus dem schäumenden Meer auftauchen soll, auf ein Blaufeuer vielleicht, das Hilfe heischend zwischen den Klippen rings um die Insel auf einem sinkenden Schiff seinen Schrei in die Nacht kreischt.

Wie aufgeregte die See ist! Neben der langen, so merkwürdig gewundenen Landebrücke rollen die Brecher heran, fahlweiß leuchten ihre Kämme, überstürzen sich, poltern donnernd auf den bunten Kies des Strandes, verlaufen sich im Seetang, der in breiten Dämmen braun und schwammig den Strand säumt und ziehen sich raschelnd und saugend wieder zurück. Unter ihrem Schwall knirscht der Kies, wogt der Tang wie ein lebendiges Wesen, das schlangengleich sich hebt und senkt. Am Holzwerk, das die neue Promenade am Oststrand abschließt, an den Pfahlbauten der Brücke selbst schmaht und schluchzt das Wasser, dringt durch die Ritzen des Plankenbelags und zischt, blick-

schnell mit der einlaufenden See gleitend auf die Brücke selbst. Mitten durch das Röhren und Dröhnen gehe ich hinaus zum äußersten Brückenende, dorthin, wo das kleine grünweiße Feuer am Kopf des Steges errichtet ist und seinen matten Schein über die unruhige Flut wirft, auf der die beiden dicken Einfahrtstonnen tanzen und ihr rotes Licht auf das Wasser streuen, daß es aussieht, als sei Blut in dem Gewoge da draußen.

Eigenartig ist der Blick auf die Insel von hier aus, wo man fast auf der See steht, weit draußen, den Sturm im Rücken. Stille Lichter aus den Häusern des Unter- und Oberlandes, auf dem Falm ein paar große Lampen, darunter der dunkle Felsen, in der Nacht verschwindend, darüber funkelnde Sterne, jagende Wolken, die wie große, dicht gedrängte Tiere einer unendlichen Herde nach Osten eilen. Unten der Strand, die Boote im Schein der Laternen, links der Hafen mit seinen hartumgrenzten Lichtkreisen der kaltweißen Bogenlampen, die eben noch die Masten der vielen Fischerboote erkennen lassen, die hin und her schwanken in den Ausläufern der Bogen, die der Westwind hereintreibt. Dazu der schwüle, kräftige Duft des Meeres, der alles durchtränkt, vorherrschend der Jodgeruch des Längs und der Algen, der Ruch der Hummerkörbe auf der Brücke und des salzwasserumspülten Holzes.

Über allem aber, hoch und doch erdgebunden, frei durch den dunklen, winderfüllten Himmelsraum schwingend, wandernd über die See zu den fernsten Weiten der deutschen Bucht, hinüber zu den Feuerschiffen von Jade, Weser und Elbe, unermülich im Takt der Zeit, weiß, strahlend, das Wahrzeichen des nächtlichen Helgoland, die drei Lichtballen des Leuchtfeuers in sausendem Schwung. —

Rund ums Oberland

Ein sonnenheller Morgen, leichter Wind, unendlich frische, würzige Luft, blauer Himmel und weiße, ziehende Wolken, die wie die Gebirge der Passatwolken nach Osten wandern. Ich schlendere den Falm entlang, der sanft ansteigend zur Südwestecke führt.

Der Obersignalmeister — ach ja, ich vergaß! Auf Helgoland ist eine Marine-Nachrichten-Stelle, eine „MNS“, wie die Marine abkürzungsfreudig zu sagen pflegt. Die hat als Leiter einen Obersignalmeister, — den ich begrüße und nun so ein bißchen nach den Verhältnissen auf der Insel ausfrage.

Blau und braun steigt der Rauch aus vielen Schornsteinen vom Unterland kerzengerade in die Höhe. Am Strand stehen wieder die berühmten Gruppen beisammen. Von den Arbeiten an der neuen Ostpromenade klingt Hammerschlag, und aus dem Fischereihafen laufen die Finkenwärder aus, puffen und knattern, drehen um die Mole, setzen Segel und dümpeln gemütlich und emsig über die heute im Sonnenlicht hellgrüne See. Überall tanzen die tiefbraunen Segel rings um die Insel. Helgolander Boote, Hummerkörbe an Bord, zwei, drei Mann im Dlazug im Heck, steuern hinaus über die See zu ihren Fischgründen, breit klatscht die Bugsee, wenn die Boote einhauen, und ihr Kielwasser schimmert weiß und glasgrün in langer Schleppe hinterdrein. Krähenschwärme segeln über die Nordkante der Düne, die silbern weiß aus der See

steigt. Wie frischgewaschen glänzen die roten und blauen Dächer des Unterlandes, enggebrängt im Schuß des hohen Felsens. Ein Morgen, wie er auch im Sommer farbenfreudiger und schöner nicht sein kann!

Ich frage dies und das, sehe der Rauchfahne eines Dampfers nach, die drüben, weit hinter der Düne, nordwärts gleitet, und bleibe mit einem Ruck stehen:

„Was sagen Sie? 2700 Menschen wohnen auf dem Lunn? Aber das ist doch gar nicht möglich! Wo sind die denn alle?“

„Tatsächlich, Herr Kapitän! 2700. Keiner weniger!“ beteuert der Marinemann und lacht, daß alle seine tabellosen, weißen Zähne blitzen.

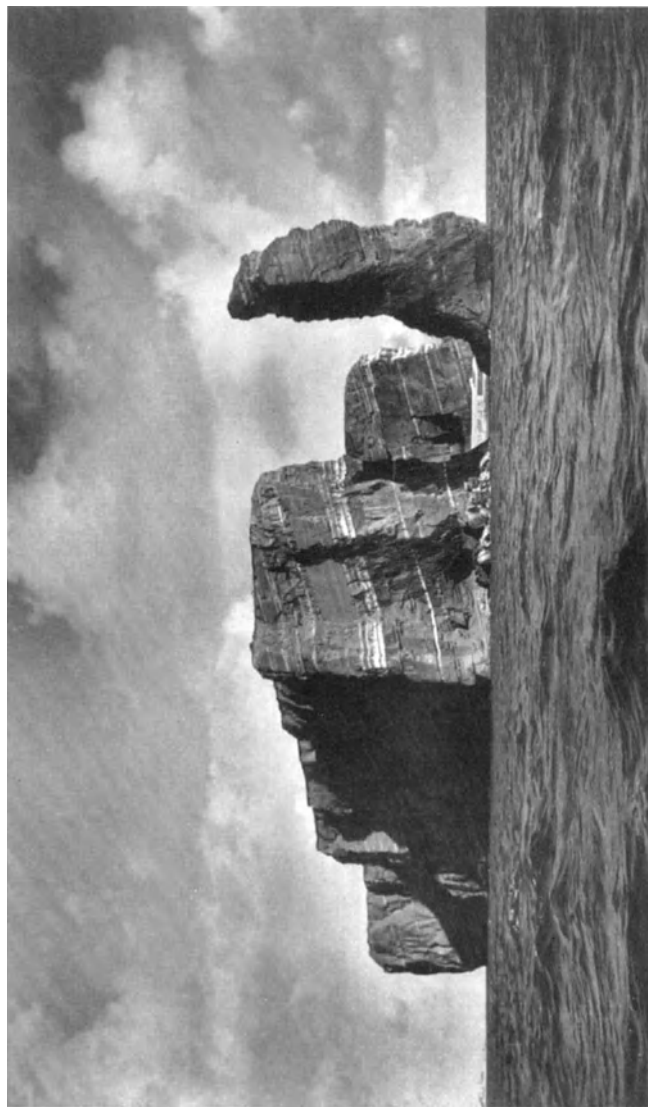
„Ja, dann müssen die im Winterschlaf versunken sein! Ich habe immer nur ein paar Männer am Strand oder am Falm gesehen und höchstens abends in den Läden ein paar Frauen beim Einkauf und dann die Jamels, die zum Tanz in die Mollkastuben eilen!“

„Sie arbeiten jetzt im Winter viel zu Hause, manche sind ja doch auch mit den Booten unterwegs, aber wenn der Dampfer kommt, dann können Herr Kapitän eine Menge auf der Brücke sehen —“

„Stimmt, hab' ich! Aber 2700, das hätte ich niemals für möglich gehalten! Dann ist die Insel ja eins der dichtbevölkersten Gebiete in Deutschland!“

„Ist sie auch! Man merkt das bloß nicht so.“

Wir stehen an der Südwestecke, unter uns liegt der Fischereihafen, die Trümmer des Kriegshafens, gewaltige BetonklöÙe, zersprengt, durcheinandergewürfelt, lange Molen, die nur jetzt bei Ebbe mit ihrem Gewirr zerbrochener Unterbauten herauskommen. Die See schäumt



phot. Schensky



phot. Scheusky

Das ewig nagende Meer

an dem Gewirr der tangüberwucherten Steinreste. Dort, wo einst der U-Boots- und Vorpostenbootshafen war, liegen Fischerzeichen aus; ein paar Boote haben an Bojen festgemacht, leicht kräuselt sich das Wasser in den ehemaligen Hafenbecken, die nun völlig nutzlos, ein grandioses Bild sinnloser Zerstörung, hinter den Resten der einstigen Molen sich breiten. Riesen haben hier gespielt, haben mit wuchtigen Fäusten alles durcheinandergeworfen, Steine und Klöße von zyklopenhafter Größe aufeinandergetürmt, haben Felsbrocken dazwischengepfeffert und dann hohnlachend das Weite gesucht.

Auf dem schmalen Pfad längs der Westkante geht es weiter, noch sieht man die abgebröckelten Stellen, wo die Ziegelsteine des alten Pfades und die Geländerstützen eingefügt waren. Immer wieder bröckelt der Fels, trotz der Uferbauten, die unten am Fuß einen Damm gegen die anstürmende See bilden. Regen, Frost und die Feuchtigkeit der Luft fressen an dem weichen Buntsandstein, aus dem die Insel besteht. Weit strecken sich die Riffe in die See hinaus, jetzt, bei Ebbe, wogen Tang und Algen rotbraun und dunkelgrün hin und her, Möven stelzen zwischen Muschelbänken; rotbeinige Strandläufer fischen Krebse, und murmelnd gluckst das zurückfliehende Wasser zwischen zerklüftetem Gestein. Schwach nur schlagen dünne Brandereihen an den Rand des Kliffs. Herb und stark weht der schwere Ruch von Muscheln, Tang und Schlick herauf; man könnte glauben, einer der Saurier der Vorzeit läge mit schwammigen, verwesten Gliedern auf dem Riff. Und doch: es riecht nach Leben, nach buntem Leben, irgendwie ist dieser Ebbegeruch trüchtig von all dem Treiben, das sich jetzt in tausendfachen Formen dort unten bewegt. —

„Wissen Sie, es ist doch wirklich einzigartig, dieser rote Fels, wo überall sonst an der Küste die Sandinseln mit ihren Dünen sind. Ich habe in den vielen Büchern über Helgoland gelesen, in den Prospekten der Badeverwaltung, da steht dann zum Beispiel, daß Helgoland aus zwei Schichten der Triasformation, oben Buntsandstein und darunter Zechsteinletten, zusammengesetzt ist. Ringsherum lägen, vor allem unterhalb der Düne, Kreideklippen. Schön, die letzteren kennt man ja von Rügen und Moen oder der englischen Küste. Dann heißt es, daß dieser Buntsandstein auch im Odenwald, im Spessart und in der Rhön vorkommt, daß bedeutende Dome von diesem Stein errichtet wurden, wie in Worms, Straßburg, Speyer, Mainz, das Heidelberger Schloß ebenfalls. Diese ganze Insel sei demnach nur ein vorgeschobener Posten deutschen Landes, wie Professor Wiebel sagt. Eine gewaltige Eruption soll dann gewesen sein, bei der die untere Buntsandsteinmasse durch die jüngere Kreideschicht durchgebrochen sei. Wunderbar, nicht? Ich finde es aber viel wunderbarer, daß tatsächlich nur hier dieser rote Fels steht, gerade hier und nirgendwo anders, und diese roten Riffe rings um die Insel und die weißen Streifen im Fels, man kann es wissenschaftlich erklären, soviel man will, ein Wunder bleibt es immer, ist es nicht so?“

Der Obersignalmeister nickt und sieht einem Volk Krähen nach, das gerade hinter den Felsen der Südwestecke verschwindet:

„Es waren aber auch weiße Kalkfelsen hier, ich hab' das oft von den Alten auf der Insel erzählen hören, daß früher die ‚Wittklipp‘ draußen, am Nordrand der jetzigen Düne lag und mit dem Land verbunden war. Die Helgolander

haben diese Klippe aber gänzlich abgetragen, sie soll ebenso hoch wie der rote Fels gewesen sein. Ein Steinwall, der ‚Waal‘, verband Insel und Düne. Eine Hochflut hat dann den Rest, der von Abbruch und Verkauf überblieb, 1711 weggespült und ein Jahr später den Steinwall fortgeschwemmt. Noch jetzt laufen viele Brunnen nordwestlich von der Düne weg weit hinaus in See, es sind bekanntlich die unter dem Wasser liegenden Risse, die anderen, die bei Ebbe herausragen, heißen ‚Kläww‘ oder Klippen. Wenn Herr Kapitän mal die Seekarte ansehen — ich kann sie gerne oben in der Signalstation zeigen — dann finden Herr Kapitän dort viele derartige Namen.“

„Ja, ich weiß! Sellebrunnen, Seehundsbrunnen, Wittkläwwbrunnen, Adebbrunnen und wie sie alle heißen! Die Spezialkarte von Helgoland ist mir von der Minensuchzeit noch in ehrfurchtsvoller Erinnerung! Meine Herren, so viel Stellen zum Auflaufen auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet gibt es Gott sei Dank selten an der deutschen Küste! Das Ganze ist wie ein altes Palimpsest, das ist ein altes Papyrusstück, auf dem verschiedene Texte handschriftlich aufgetragen sind, die man nur einen nach dem anderen mit Mühe entziffern kann. Und der unterste ist meist, weil es der älteste ist, der wichtigste!“

„Die ganz alten Karten“, wirft der Obersignalmeister ein, „die hängen unten im Nordseemuseum, sie sind aber reine Phantasie, denn danach wäre Helgoland riesengroß gewesen. Ein gewisser Johannes Meier aus Husum hat 1652 so ein Ding zusammengestellt, da sieht die Insel wie ein Pfannkuchen aus, Wälder gibt der Mann an, Tempel, Quellen, Burgen und Dörfer. Ist natürlich Unfinn.“

An der Signalstation vorbei und am Leuchtturm führt der Weg; die Häuser treten zurück, dünne, schütterere Grasweiden bedecken die Felsoberkante, zittern im Westwind; überall sind Hämmel angepflückt, die mit traurigen, tiefgründigen Bernsteinäugen einen anstarren. Wie abgemäht ist der kurze Rasen, wenige Blumen stehen zwischen dem harten Gras, kleine, unscheinbare Blumen, die seltsam starke Farben haben, als wollten sie gerade dem stumpfen Grün der Grasnarbe eine besonders festliche Note geben. Rührend sind sie, diese kleinen Blumen, die doch immerzu sich beugen und schütteln vor dem Wehen, das über die scharfe Felskante fegt.

Grüne Hügel werfen sich auf, Reste der alten Befestigungen: hier standen die schweren 30,5 Zentimeter-Panzertürme, die niemals eingreifen konnten, wenn draußen in der Bucht der Feind stand, selbst an jenem unglücklichen 28. August nicht, als der Donner schwerer Salven englischer Schlachtkreuzer vom Meer herüberschlug, als unsere „Mainz“, „Köln“, „Ariadne“ und „T 187“ verloren gingen. Eine neblige Dunstschicht hatte ihre Tarnkappe über das Oberland gezogen, keine Sicht nach See zu, keine Möglichkeit einzugreifen in den Todeskampf der Kreuzer. Fiebernd standen die braven Matrosenartilleristen hinter den Rohren, brannten darauf, den Kameraden zu helfen, und mußten in tatenloser Alarmbereitschaft hören, wie da draußen die Salven krachten und der Hall schwerer Breitseiten aus englischen Rohren zu den Wolken dröhnte. Ein schwarzer Tag für die Flotte, jener 28. August 1914. —

Kaum einen Menschen treffen wir auf unserem Rundgang: Vogelzug ist heute kaum. Ein paar Männer arbeiten in dem spärlichen Gartenland. Einsam ist das



Гäßchen im Unterland

phot. Schensky



phot. Busch

Auf dem Ausguck am Falm

Land, nur die Hämmer stehen oder liegen stumpfsinnig herum, wiederkäuend und regungslos. Sie gehören zum Oberland, als weiße, wollige Flocken auf dem grünen Tuch der Grasdecke.

An der Nordspitze, dort, wo der steile, schroffe Fels des Nathurn, die „Lange Anna“, neben dem engen, schmalen Felsdreieck aufsteilt, seltsam zerrissen, verwittert, wind- und wetterzernagt wie ein einsamer Wachposten gegen das Meer, machen wir halt. Zwei eigenartige, dunkelgrün gemalte schlanke Säulen, ventilartige Häupter übergestülpt, ragen hier aus dem Beton, der die äußerste Spitze bedeckt: die Nebelhornanlage.

„Die nennen wir hier die Seekuh, Herr Kapitän! Schauerlich brüllt sie, man kann es meilenweit hören draußen!“

Feine Sache, denke ich: man kommt etwa von Norden, kriegt beim Einlaufen die Tonnen nicht zu fassen, die jetzt leuchtend rot drunten zu sehen sind, und rennt hier auf die Klippen. Da ist dies Nebelhorn wahrhaftig nicht zu verachten!

Unendlich weit schweift der Blick von hier oben. Wie grenzenlos diese Weite, wie unsagbar schön die See, festlich unter dem strahlenden Sonnenlicht! Jadegrün, flimmernd in tausend Reflexen, schimmernd weiter draußen, wo kleine Schaumköpfe spielerisch aufblitzen, dunkler, fast blau in breiten Streifen an vielen Stellen, dann wieder glasklar und hellgrün, wie durchleuchtet bis in die Tiefen, grauschattend dort, wo eine Wolke langsam über den blauen Himmel zieht, immer wechselnd, niemals gleich in Form oder Farbe. Fern im Nordwesten ein paar Fischdampfer,

heimkehrend wohl vom Fang bei Island, schwarz ballen sich ihre Rauchfahnen, weiß funkelt ab und an ihre Bugwelle.

Rein und klar weht die deutsche Kriegsflagge vom Mast der Signalstation; wundervoll paßt sie in den frischen, sonnigen Morgen, in das ganze farbenreiche Bild. Bunt sind die Häuser des Oberlandes, die hinter den niederen grünen Hügelwellen hervorlugen, rot und blau die Dächer, gelb, grün, orange die Fensterläden und Säune. Ein klein wenig erinnert das Ganze an die Fischerhäuser, die man an der holländischen Küste, etwa bei Katwyk oder Noordwyk, zu sehen bekommt, wie überhaupt das eng zusammengedrängte Bild des Dorfes mit dem vielen Weiß und den niederen, geduckten alten Gebäuden ein ähnliches Aussehen hat wie die vielen Fischerfiedlungen, die auf friesischen Inseln längs der deutschen und holländischen Nordseeküste hinter den gelblichweißen Wällen der Dünen liegen.

Der Obersignalmeister verabschiedet sich und stapft über die schmalen Wege zwischen Kartoffel- und Kohläckern seiner Station zu. Über ziegelsteingepflasterte, heimliche Gäßchen gehe ich zum Falm zurück. Bunte Blumen grüßen überall aus den kleinen Fenstern; späte Rosen blühen in den zierlichen Vorgärten, deren kies- oder sandbestreute Wege mit Muscheln eingefast sind, Muscheln, die drüben von der Düne stammen, deren weißer, schlanker Leib immer wieder auftaucht, wenn ein Durchblick zur See sich öffnet. Kleine Läden prahlen rechts und links am Wege, alle mit zollfreien Waren, mit Tabak und holländischen „Hopjes“, mit französischem Kognak und englischen Konserven. Quer über den spielzeugkleinen Höfen hängt bunte Wäsche, Fischerjumper, karierte Hemden, Bettzeug und farbige Tücher. An manchen Stellen

schaukeln getrocknete Fische und eine besondere Art von Tang im Winde. Regentonnen stehen umher, das für die Insel so kostbare Frischwasser aufzufangen, das ängstlich gehütet wird. Hier und dort arbeitet ein Helgolander in seinem Hof, Fischergestalten mit weißem Kinnbart, die Pfeife im Mund, Netzwerk oder den Hummerkorb in der braunen Faust. An manchen Türen hängt noch der Messing-Klopfer statt des Klingelknopfes, und weiße Namensschilder zeigen die alten friesischen Namen an, die auf den Inseln zu Hause sind: Uterhart, Rasmussen, Krüß, Hornsmann, Janßen, Neuckens, Rickmers, Ohlsen, Botter, Kanje, Lührs, Edleffen, Fählund, Broders, Gätke, Payens, Siemens und viele andere.

Das ganze Bild des Fischerdorfes hier oben, um die Kirche gelagert, ist ein Gewirr kleiner und kleinster Gäßchen, die zwischen meist winzigen Häuschen sich hinschlängeln, abfallend zum Falm und zur Ostseite der Insel, die altväterlichen, saubereren Gardinen an den schmalen Fenstern, diese rührenden, kleinen Lädchen mit den schrillenden Glockenklingeln, den ausgetretenen Stufen, den sorgfältig gepflegten Höfen und Gärtchen, den wenigen alten Männern, die man tags hier antrifft. Dieses seltsam anmutende, ruhige, friedliche Bild läßt einen zurückdenken an ferne Jahrhunderte, an geruhsame Zeiten mit alten, weitröckigen, spizenbesetzten Trachten. Ich wäre keineswegs erstaunt, wenn plötzlich aus der kleinen Tür, die sich gerade öffnet und einen Puppenflur, belegt mit blauweißen Delfter Kacheln, mit Borden voll englischer Teetassen, Zinnkannen und bunten Glashumpen sichtbar macht, eine Helgolanderin in Tracht herauskäme! Leider sind die uralten friesischen Kleidungsstücke, der rote Rock, der „Peik“, die Mütze und

das Tuch, „Hüll en Doct“, und der Kopfturban „Mosdoct oder Horedskoldoet“ — wie Dr. Lindemann sie aufzählt —, von der Straße verschwunden. Lediglich ein paar Aufnahmen auf Postkarten berichten davon, wie kleidsam diese Tracht gewesen sein muß, deren Überreste im Nordseemuseum am Unterland noch zu bewundern sind.

Ein Haus am Oberland, typisch für die Bauart der Insel, niedrig, gemütlich und altersgrau steht es in der Nähe des ehemaligen Offizierskasinos, fällt auf. Es ist das Haus, in dem Hoffmann von Fallersleben wohnte und im August 1841 das Lied der Deutschen dichtete. Es ist bezeichnend, daß hier, eigentlich fern der Heimat, auf einer Insel, deren Einwohner sich als Helgolander fühlen, sich gewissermaßen nur dem Felsen, ihrem Felsen, kaum dem Land, das da irgendwo hinter den Wogen fern und unbekannt liegt, verbunden fühlen, ein Dichter, der dieses Deutschland fliehen mußte, weil er es zu sehr liebte, das Deutschlandlied schuf.

Ich kann sie verstehen, diese unbändige, ausschließliche Liebe der Haluner zu ihrem „Lunn“. Ein Gedicht in Helgolander Mundart sagt es besser, als lange Erklärungen es vermöchten:

Ik strewe fan min forerlun dear meden un et weter
 En kem ik hen no urs en strun, ik fin et narni beter,
 En wear ik gung, en wear ik stun, ik strewe fan min
 forerlun.

Ich lobe mir mein Waterland, da mitten in dem Wasser,
 Und komm' ich hin nach einem andern Strand, ich finde
 es nirgends besser,
 Und wo ich geh' und wo ich steh', ich lobe mir mein
 Waterland.

Det komt dearfan, ik ho do' dren en letj ror fomel seten,
Det brikt do'un 'e wile frem' ken menskenkin tu weten.
Om measen ho'k med her tu dun en med min letj ror
forerlun.

Das kommt daher, ich habe in der Heimat ein kleines
hübsches Mädchen sitzen,
Das braucht aber in der wilden Fremde kein Mensch
zu wissen,
Am meisten bin ich mit ihr beschäftigt und mit meiner
lieben, hübschen Heimat.

En fremen kan is ni ferstun, ho wi Haluners sen,
Wi tengk so fel om is letj lun, dat wi't med blaren wen,
Man sen wi weer mangk klew en strun, o got sai dank!,
weer dren ip Lun!

Ein Fremder kann uns nicht verstehn, wie wir hier sind:
Wir denken so viel an unsre kleine Insel, daß uns die
Tränen kommen.

Aber sind wir wieder bei Fels und Strand — Gott sei
Dank! Endlich daheim auf Helgoland!

Am Falm

„Falm“ — so sagt der Helgoland-Führer 1910 von Dr. Lindemann — stammt vom altdeutschen Worte „Walm“, das Böschung, Bollwerk bedeutet. Schön, jedenfalls ist der Falm die herrlichste Straße auf ganz Helgoland! Nirgendwo hat man eine so wunderbare Aussicht, er ist, wie ich schon früher sagte, die Brücke dieses gewaltigen Schiffes. Auf der Brücke stehen nur die Bevorzugten, die dort Dienst tun: der Käpten, der Wachhabende Offizier und die Seeposten, allenfalls noch ein Passagier, der besonders gute Beziehungen zum Kapitän hat oder zur Linie selbst, der das Schiff gehört!

Wenn man nun, wie jeden Morgen und tagsüber und abends, kurz jedesmal, wenn man überhaupt seine Schritte aus dem Hause lenkt, erst mal am Falm stehen bleibt, weil es wirklich so fabelhaft interessant dort ist, dann könnte man glauben, die Helgolander seien alle als Ausguckposten hier verteilt. Vor allem die älteren, erfahrenen, denn die lehnen fest an der niederen Mauer und blicken mit oder ohne Kieker auf die See, wie nur jemals ein U-Boots-Ausguckposten im Großen Kriege an Bord der Hochseeflotte. Ein paar von ihnen sind ja auch für das Unterland vorgeesehen, so wie man nachts Ausguckposten in besonderen Fällen auf den Außendecks oder auf der Back bei den vorderen Geschützen der Kreuzer hatte, weil man nachts von unten besser sieht als von oben — aber die Mehrzahl ist doch oben am Falm, unbedingt!

Unbedingt! Und was sie für Augen haben! Wenn der Dampfer erwartet wird von Cuxhaven, der im Winter außer den nicht gerade beliebten Büsumer Gemüsebooten die einzige Verbindung mit dem Festlande ist, dann geht das gewöhnlich so zu:

Man weiß die Ankunftszeit, nachmittags um die und die Stunde muß er auf der Reede sein. Schön, man läßt sich den Kaffee kommen, Mokka natürlich, der auf dem Lunn ganz hervorragend und billig ist, setzt sich in seinem Zimmer, das natürlich Sicht auf Unterland, Düne und See hat, ans Fenster und denkt, man hat noch ewig lange Zeit. Jawoll, kaum hat man das erste Stück Zucker in die Tasse geworfen, da macht sich schon bei dem Ausguck am Falm, der in kleinen Gruppen dort steht, eine gewisse Unruhe bemerkbar. Jrgendeiner der weißbärtigen Fischer schiebt sehr bedächtigt den Kieker zusammen, das letzte Ende mit einem hörbaren Ruck, und steckt die Fäuste wieder dorthin, wohin sie bei einem richtigen Seemann von Natur gehören, nämlich in die tiefen Taschen der weiten Schifferhose. Dann dreht er sich um, die See interessiert ihn scheinbar nicht mehr, und beginnt ein Gespräch mit dem Nebemann.

Man steht auf: der Dampfer ist doch nicht etwa in Sicht? Das ist doch ganz ausgeschlossen! Nein — nichts zu entdecken, und man weiß ja genau, wo er in der Kimm erscheinen muß. Immerhin, was hat der Alte wohl gesehen da draußen? Mantel angezogen, raus zum Falm:

„Was haben Sie denn da eigentlich gesehen? Der Dampfer ist doch noch nicht in Sicht?“

Der Haluner hebt lässig die Hand zum Gruß, während man noch einmal genau in die Richtung peilt, die man

kennt. Nein, absolut nichts zu sehen, keine Trübung der Kimm, kein Aufleuchten eines weißen Schiffskörpers — und immerhin hat man noch ganz gute Augen sozusagen. Da öffnet der Mann den Mund, nachdem er noch einmal scharf hinausgeblickt hat; golden blitzt der Ohrring am linken Ohr:

„Jawoll, dort ist er!“ und ein ausgestreckter Arm zeigt hinaus: „Deutlich zu sehen, Herr, eben unter der hellen Wolke, rechts von der Düne, da ist er.“

Die Augen schmerzen, so strengt man sich an, es dem Alten gleich zu tun. Nein, weiß der Himmel, nicht das Leichteste ist zu erkennen, wahrhaftig. Aber soll man das zugeben? Man verdürbe sich ja sein ganzes Renommee als Seemann! Und das ist auf Helgoland gefährlich! Also nickt man bejahend:

„Ach so, richtig, jetzt seh' ich ihn auch, danke sehr!“

In Wirklichkeit bleibt die Kimm jungfräulich wie bisher, und erst viel später — man ist natürlich schleunigst weitergegangen, um an einer anderen Stelle unauffällig die Suche nach dem Dampfer fortzusetzen — macht man eine kleine, ganz unscheinbare Rauchwolke aus, die wirklich nur mit äußerster Anstrengung dort zwischen Himmel und Wasser zu unterscheiden ist.

So sind die Helgolander! Und durch ihre altertümlichen Kieker können höchstwahrscheinlich nur sie selbst so fabelhaft sehen! —

Aber nicht nur an Dampfertagen, die zweimal in der Woche im Winter Post und Passagiere bringen, nein, auch sonst ist der Falm sozusagen das Zentrum der Insel. Nahezu alles kann man von hier oben beobachten, die Männer am Strand und in den Booten, die Keede, die



phot. Selensky

Сpiel der Мёвен



phot. Busch

Helgoländer Hummerboote

Arbeiten an der Ostpromenade, das Leben in den kleinen, schmalen Gäßchen des Unterlandes, den Verkehr auf der Treppe — die ebenso wie der Falm selbst meines Wissens von den Engländern in der jetzigen Form gebaut wurde —, die Dampfer draußen auf den Fahrstraßen zu unseren großen Flußmündungen, sofern nur einigermaßen stichtiges Wetter ist, die Fischerboote, Segler und die Dampfer, die nach Norden östlich der Düne an der Insel vorübersteuern. Abends, wenn es dunkel geworden ist und die letzten Ausguckposten pfeiferauchend an der Brüstung lehnen, passieren die Paare, die von einem Gang durchs Oberland zurückkommen — bloß, daß es dann meist keine Paare mehr sind, sondern Mädchen, die Arm in Arm plaudernd und lachend vorüberreiten, und dahinter, ebenfalls zu zweien und dreien, Jungleute, die ganz gewiß vorher andere Begleiter hatten!

Sehr bald gehöre ich ebenfalls zu den Ausguckposten am Falm; ich kann einfach den Weg nicht entlang gehen, ohne hier und da stehenzubleiben und die Kimm abzusuchen, genau wie die richtigen Haluners auch — nur mit dem Unterschied, daß ich ganz gewiß nur die Hälfte von dem bemerkt, was diese Männer mit den windgeschliffenen, wasserblauen Augen mit einem einzigen Rundblick sehen.

Entzückend, besonders an einem windigen, sonnenhellen Tage, ist das Bild der Düne, die mitten in dem smaragdgrünen Wasser liegt, das kleine, violefarbene Streifen aufweist, dort, wo die Tiefe rasch wechselt, das weiße Kämme hier und da aufsetzt und wie ein glitzerndes Geschmeide aufleuchtet. Die Düne, die jeder Badeprospekt nicht zu Unrecht den „Lebensnerv“ der Insel nennt, sie lagert — ein anderer Vergleich ist wirklich unmöglich! — wie eine schlanke, zarte Frau mit schneeigen Gliedern und zart-

grünem Schleier lässig und vornehm vor dem roten Felsen und duldet es lächelnd, daß die See immer wieder ihre kleinen Füße spielerisch mit weißem Schaum beneßt. Es kümmert sie nicht weiter, sie liegt und träumt unter dem blauen Himmel und sieht den Wolkenbergen nach, die wie Zinnen troziger Burgen aus der Ferne grüßen.

Jedesmal schaue ich hinüber, freue mich an der wechselnden Beleuchtung, an dem zarten Farbenspiel auf weißgrauem Sand, am Aufgischen der Brander, am zarten Grün des Strandhafers und dem Schwung der kleinen Insel, die dort so friedlich im Meere schwimmt. Der Spruch des alten Vorkumer Kirchensiegels kommt mir in den Sinn:

Mediis tranquillus in undis
ruhig inmitten der Meereswogen.

Die Helgolander selbst sagen so von ihrer Düne, dem „Halem“:

Fremen koiere langs ip Falem
Froie djam, dat i letj Halem
Dear so ror un t'weter lait.
Fremde gehen auf dem Falm entlang
Und freuen sich, daß unsere kleine Düne
Da so hübsch im Wasser liegt!

Auf dem Falm ist es auch, wo einem die alte Helgolander Geschichte geradezu greifbar mit vielen, bunten Bildern bewußt wird. Ich stehe an der Stelle der alten Batterie, die längst verschwunden ist, blicke den ganzen Falm entlang und habe das Unterland mit den Hafens-

anlagen zu Füßen, dahinter Düne und Meer, grenzenlos in ruhig wogender Bewegung, zum Horizont verrinnend, eins werdend mit dem Himmel, dort, wo noch Meilen und Meilen bis zur schleswig-holsteinischen Küste von graubraunem Wattenmeer überflutet sind. Hier waren die Unterbauten für eine Schnellfeuerbatterie, wahrscheinlich 15 Zentimeter, die Keede und Hasen bestreichen konnten — was weiß ich! Aber die Erinnerung an die Geschütze bringt die ganze Zeit herauf, die mit Kanonendonner, Geschrei, Pulverquahl und dem Splittern von Stengen und Masten, dem Krachen von Stüdfugeln und Granaten auf Eisen und Holz, mit Blut und Kampf erfüllt war.

Und immer der rote, steile Fels und die weiße Düne als Hintergrund, alles überdauernd, still und hoheitsvoll dem Treiben der unverständlichen Menschen zuschauend, die nichts anderes kennen, als aufeinander loszuschlagen!

Heiß, ordentlich sommerlich glüht der Stein, ich beuge mich hinüber, lege die Arme auf, blinzle über die See und träume —

Eine hohe, schwere Gestalt erscheint, germanische Tracht, Lederriemen um die Beine, den Umhang herrisch zurückgeschlagen, das Langschwert an der Seite, den Dolch im Gürtel: Radbod, der Friesenkönig, der vor König Pipin flüchtete. Man schreibt etwa das Jahr 700, noch herrscht auf der Insel der alte Götterglaube, Fosetes hat hier seine Stätte; hoch flammen die Opferfeuer zur Zeit der Winter- sonnenwende, drachenschnäblige Wikingerboote ankern auf der Keede oder liegen am Strand, Meerschäumer, windschnelle Knorrs und lange, schildbesetzte Kriegsboote.

Vergebens sucht Willibrord, der Missionar, das Christentum einzuführen. Sie wollen nichts wissen vom weißen

Gott, die hartschädlichen Friesen. Der heilige Luidger, der etwa 785 nach Helgoland kam, war glücklicher: unter ihm wird aus Fosetesland das christliche Helgoland. Jedenfalls berichtet Alsfried, der Bischof von Münster, von solchen Erfolgen. Adam, der Bremer Domherr, hinterließ nach seinem Tode 1072 eine Hamburger Kirchengeschichte, die eine lateinische Beschreibung der Insel Helgoland enthält. Wahrheit und Dichtung, Sage und Tatsache spielen auch in dieser Beschreibung eine Rolle; sie enthält aber immerhin einen Kern, der durchaus glaubhaft ist und wohl zum ersten Male den Namen Heiligland aufweist. Seeräuber, das heißt wohl Wikinger, trieben ihr Unwesen; es ist klar, daß diese, für damalige Begriffe weit im Meer liegende Insel einen herrlichen Stützpunkt abgab für alles, was auf den buntbesegelten Schiffen und der See heimisch war. Immerhin wird der Drachenkopf stets das Übergewicht über den Krummstab gehabt haben in jenen Jahren um 1000 herum, da Normannensegel rings in der Nordsee schwärmten und den Weg von Jütland, Schleswig-Holstein, von Friesland, Angeln- und Sachsenland über See nach England und Frankreich fanden.

Die Hanse blüht auf, Hamburg beginnt seine Rolle zu spielen im Konzert der Seemächte. Schwere Roggenfurchen die See, dickbauchige Segel blähen sich über Frachten von englischem Zinn, flämischem Tuch und flandrischen Waffen. Auf Helgoland hausen die Vlieden-deeler, die Vitalienbrüder unter Claus Störtebeker, Soedecke Micheel und dem Magister Wilbold. Das Lunn ist der Stapelplatz ihrer Beute, der Markt, die Zufluchtsstätte der wilden Gefellen. Der Hort der Freiheit haust hier mit seinen seebefahrenen Mannen. Lange Zeit hin-



phot. Schensky

Der Nathurn



phot. Schensky

Schütterer Grasnarben bedecken die Felsoberkante

durch ist Hochbetrieb auf der Insel: der Zypernwein fließt in Strömen. Aus silbernen und goldenen Humpen stürzen Kehlen, durstig vom Salz der See, vom Rauch brennender Dörfer und Schiffe, vom Pulverqualm kurzleibiger, donnernder Eisenstücke, spanischen Wein und das schwere, flandrische Bier hinunter. Frauen lachen und lassen ihr Goldhaar über die schlanken Rücken hängen — ein Netz für die Augen der Männer. Elbe und Weser, Ems und Jade sind gesperrt; kein Segel kann auslaufen, das nicht dem Störtebeker seinen Zoll zahlen muß, dem Schutz der Armen, dem Seeräuber auf dem roten Felsen, der seine Stützpunkte überall hat, dessen Schiffe, flink, wendig und segelschnell ihre Leinen in Emden, Marienhafen, bei Rüsterfiel und Neuwerk um die Poller werfen.

Hinter der Düne, weit draußen, nach der Elbe zu, erscheint eines Morgens ein Geschwader: Hamburgs Wappen prahlen von den Segeln, flattern von den Toppen, und das Flaggschiff trägt als Bugzier die bunte Kuh, das Zeichen Simons von Utrecht. Störtebeker braust ihnen entgegen, die Schlacht beginnt bei der Insel, sie kostet dem Führer und seinen Genossen Freiheit und Leben. 1402 fallen die Köpfe der harten Männer am Grasbrook in Hamburg: nur im Volk leben die Titel fort, die Störtebeker und Goedecke Michael sich zulegten: „Mehrere des Rechts“, und das Lied seines Admirals, das Georg Engel in seinem Störtebekerroman aufstehen läßt:

„Der Goedecke — Goedecke Michael,
 Der führt auf dem Schwarzschiß allein den Befehl,
 Seine Brust ist wohl eine Elle breit,
 Den Bedürftigen schenkt er Speise und Kleid,

Und tragt ihr Armen am Leben schwer,
Das Recht und die Freiheit wohnt auf dem Meer!
Dort richtet die Reichen an Leib und Seel
Der Goedecke — Goedecke Michael!“

Helgoland, die Freistadt der Seeräuber, der Schalme Brüder, wurde Zankapfel zwischen den Schleswigern, den Gottorper Herzögen, den Dithmarschen und den Hansen. Die Gottorper hielten die Insel mit Unterbrechung, bis im Jahre 1704 dänische Stückkugeln auf den roten Felsen prallten und der Danebrog aufgepflanzt wurde, der bis 1807 von der Klippe wehte, rot und gezackt wie der Fels, mit weißen Kreuzstreifen.

An einem Septembermorgen 1807 erscheinen fremde Segel vor der Insel; ein Geschwader droht von See, schwarzweiße Stückpfeifen glänzen in Doppelreihen von schnittigen Fregatten, englische Schiffe sind es. London hält die Zeit für gekommen, den schwachen Dänen von der Insel zu jagen, die es als Stützpunkt, sprich Schmuggelmagazin gegen die Kontinentalsperre des großen Korfen braucht. Der dänische Kommandant weicht der Gewalt, und 1814 folgt die formelle Übergabe durch den Kieler Vertrag. Lange wehen nun die englischen Farben über dem grün-rot-weißen Lande, und der englische Gouverneur wohnt als Seemann oben am Falm. Fest steht er auf der Brücke seines Schiffes, Kanonen neben dem Flaggenmast, der den roten Union-Jack mit dem St. Patricks-, Georgs- und Andreaskreuz trägt. Seltsame Laubengänge sind noch heute im ehemaligen Gouverneursgarten; südlich fast muten sie an, und abends, wenn nur das Drehfeuer des Leuchtturms über das weißgraue Haus

huscht, tönt es wie Richern und verliebtes Flüstern aus dem Gebüsch, streift mit buntfarbigen Trachten und hellen Hauben über die Kieswege und verschwindet im Haus, — Geschichten vom Gouverneur und den hübschen, jungen Helgolander Famels werden lebendig dem, der zu hören und zu sehen versteht.

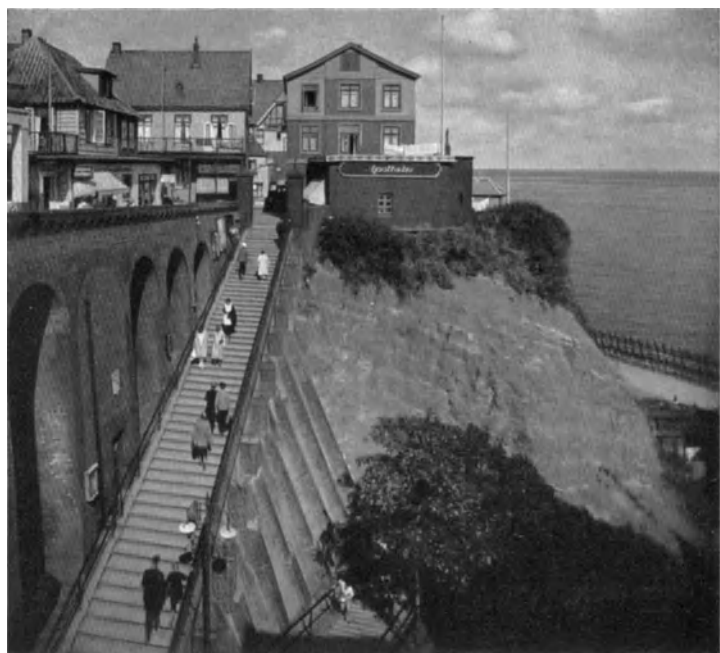
Unwillkürlich wende ich mich um nach dem Haus, das geheimnisvoll und still mit leeren Fensteraugen in die Weite schaut, hier, vom beinahe höchsten Punkt der Insel.

Am 4. Juni 1849 donnerten wieder Schiffskanonen vor Helgoland: drei Dampfer der deutschen Flotte fochten gegen eine dänische Segelkorvette. Es war Brommy, der berühmte Admiral, der mit den Schiffen „Barbarossa“, „Hamburg“ und „Lübeck“ aus der Wesermündung kam, um der allein fahrenden dänischen Korvette „Valkyren“ zu zeigen, daß die Fahrzeuge der deutschen Flotte nicht tatenlos in den Flußmündungen liegen bleiben wollten. Wenige Schüsse, die lediglich durch die Takelage brummen, genügten, den Dänen in die englischen Hoheitsgewässer unter Helgoland zu treiben. Kopfschüttelnd mag der damalige englische Gouverneur vom Falm aus zugehört haben, woher auf einmal diese schwarz-rot-goldene Flagge kam, die von den Heckstöcken der Dampfer auswehte. Aber schon 1852 mußte Brommy die Flagge auf seinem Admiralschiff, der „Barbarossa“, niederholen. Die Zeit war noch nicht reif für deutsche Flottenbestrebungen. Preußen übernahm das Schiff; die anderen Fahrzeuge des Bundes kamen unter den Hammer, und es ist wie eine Ahnung späteren Geschehens, daß der Staat, dem endlich die Einigung des Reiches glücken sollte, seine Flagge auf dem Admiralschiff hissen ließ.

Soldaten bevölkerten von 1855 bis 1856 die Insel, England hatte hier seinen Werbeplatz für Rekruten, die im Krimkriege gebraucht wurden. 4000 Mann, in Baracken auf dem Oberland untergebracht, gingen nach und nach durch die Werbebüros von Helgoland. Wieder einmal, wie so oft in deutscher Geschichte, mußte deutsche Tüchtigkeit, deutscher Soldatengeist für Fremde auf fernen Schlachtfeldern Ruhm und Ehre erkämpfen. Diese deutsche Insel, vorgelagert den deutschen Strömen, deutsch in ihrer Bevölkerung, ihrer Kultur und ihrer Sprache, mußte die große Werbetrommel rühren, der die alte Abenteuerlust und deutscher Kampfgeist in die Ferne folgten. —

Nicht immer hat der englische Gouverneur tatenlos zugeesehen, wenn bei Helgoland fremde Segel aufstauchten und das Rollen der Kanonenschüsse sich am roten Felsen brach. Am 9. Mai 1866 griff eine englische Fregatte in das Gefecht ein, das der später durch seinen Sieg bei Lissa berühmt gewordene österreichische Admiral Tegethoff, zusammen mit drei preussischen Kriegsschiffen, den Dänen lieferte.

Ein wundervoller Maitag, leiser Ostwind, strahlende Sonne. Östlich von der Insel steuerten drei große Dänen, die Fregatten „Niels-Juel“ und „Jylland“, dazu die Korvette „Heimdal“ mit 104 Geschützen südwärts. Gegen 1 Uhr mittags, als das österreichisch-preussische Geschwader das äußerste Elbfeuerschiff passierte, bekam man sich in Sicht. Bei den Dänen befand sich zunächst noch die englische Fregatte „Aurora“ — deren Nachfolgerin später im Weltkrieg ebenfalls in einem Gefecht bei Helgoland ihre Rolle spielen sollte. Sie hatte wohl Wasser und Munition an die Dänen geliefert. Sie segelte davon, kehrte jedoch



phot. Schensky

Alles kann man von hier beobachten —



phot. Schensky

Hier dichtete Hoffmann v. Fallersleben das Deutschlandlied

später noch einmal zurück, um Mannschaften als Ersatz für ausgefallene dänische Seeleute überzusetzen.

Mit nördlichem Kurs dampften die Verbündeten den Dänen entgegen, 96 Geschütze auf den Schiffen: „Schwarzenberg“, „Kadesky“, „Adler“, „Basilisk“, und „Blitz“.

Nah passieren sich, wie es damals üblich war, die beiden Linien, auf „Schwarzenberg“ blüht es auf, der erste Schuß dröhnt aus der Batterie — sofort fallen die Dänen ein; ungeheurer Pulverrauch verdeckt bald alles. Die Schiffe schwenken nach der ersten Stunde des Kampfes und passieren wieder in umgekehrter Ordnung; die Österreicher rücken dem Gegner bis auf 600 Schritt auf den Leib! Kurz vor drei Uhr gerät das Vormarssegel der „Schwarzenberg“ in Brand, der Fockmast lodert auf, die ganze Takelage ist im Nu ein Flammenmeer. Der Kommandant läßt abfallen, um das Schiff zu retten, auf dem Hitze und Rauch schier unerträglich werden. Ein schauriger Anblick, den die Inselbewohner, in dichten Haufen am Falm stehend, erleben. Blutrote Flammen und eine Rauchsäule, die weit hin nach Westen über die See wälzt. Aber ähnlich dem Panzerkreuzer „Blücher“ und dem Schlachtkreuzer „Seydlitz“ während des Doggerbankgefechts, lassen die jungen, tapferen Mannschaften des österreichischen Flaggschiffes nicht einen Augenblick ihre Batterien schweigen, aus dieser Hölle von Flammen und krachenden Balken sprühten die Feuerblitze der Rohre. Vergebens suchen die Dänen ihr Feuer zu vereinigen, umsonst, gegen vier Uhr fällt der letzte Schuß, Totenstille folgt. Der Vortopp der „Schwarzenberg“ bricht polternd zusammen, und das Geschwader geht bei Helgoland zu Anker. Von allen Seiten sendet man

Boote zu Hilfe; erst gegen Abend gelingt es, den Maststumpf zu kappen. Gegen Morgen des nächsten Tages kann der Marsch nach der Elbe angetreten werden, wo das Geschwader um 4.30 Uhr in Cuxhaven einläuft.

Die preussischen Schiffe unter Korvettenkapitän Klatt hatten ebenfalls ihren vollen Anteil am Erfolg: so spielten die 24-Pfünder der kleinen „Basilik“, als „Schwarzenberg“ seine Absicht, den „Niels-Juel“ zu entern, aufgeben mußte, dem Gegner so übel mit, daß der Däne sich von „Jylland“ fortschleppen lassen mußte, weil sein Ruder zerschmettert worden war.

Merkwürdigerweise feierte England dieses Gefecht als einen Triumph der Dänen über die Oesterreicher-Preußen. Trotzdem die Dänen in ihren Berichten nur 14 Tote und 54 Verwundete zugaben, erfuhr man bald, daß die Zahl erheblich größer war. Auf „Niels-Juel“ wurden — wie zwei Kapitäne berichteten, die das Schiff beim Einlaufen in Kopenhagen sahen — 24 Tote an Land getragen, und auf der ganzen Fregatte seien keine 10 Mann unverwundet geblieben. Außerdem fand man in Cuxhaven eine Flaschenpost, die ein holsteinischer Matrose geschrieben und dem Meere anvertraut hatte, der Zettel zeigte folgenden Inhalt:

„Wir haben englische Matrosen an Bord, achtzig Tote, hundert Verwundete und Schaden an der Maschine.“ —

Bunte Bilder sind es, die drunten vorüberziehen, über das weite Feld der See, hier bei Helgoland. Kampf und Tod, immer untermalt vom blendenden Weiß windgefüllter Segel, vom Rauch aus den Schornsteinen der Kriegsschiffe, vom gelbroten Blick heißer Geschützrohre, überwimpelt von bunten Signalflaggen, die befehlend von

den Masten und Masten der Führerschiffe wehen. Historischer Boden ist es, auf dem wir stehen am Falm, eine grandiose Galerie, ein Panorama von seltener Fernsicht, das kampffrohes Geschehen vor unsere Augen zaubert, wenn wir nachdenkend und rückschauend im großen Buch der Geschichte dieser Insel blättern.

In der Ferne, dort, wo flimmernde Sonne über dem Meer glastet, aus der Richtung, in der das Außenjadenfeuerschiff, unsichtbar von hier, liegen muß, steht eine feine, gelbbraune Rauchwolke über nadelfeinem Mast, die „Deutschland“, das erste Panzerschiff der jungen Reichsmarine steuert die Insel an. Langsam schiebt sich der schlanke Schiffskörper über die Kimm, wächst und wächst, weiß leuchtet die Bugsee, Drillingstürme drohen über das Meer, hell weht die Admiralsflagge vom Großtopp.

Deutschland ist erwacht und wird sich sein Recht an der See nicht mehr nehmen lassen, solange deutsches Meer an deutsche Küste brandet. Denn: wer an der See keinen Anteil hat, ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind. —

Ich schlage in Gedanken das große Buch der Geschichte wieder zu, gehe den Weg entlang, der vom Falm zur Nordspitze führt und sehe die schwarz-weiß-rote Kriegsflagge am Signalmast der Marine-Nachrichten-Stelle steif und rein gegen den blauen Himmel auswehen. Dunkel das Kreuz in der Mitte, Erinnerung an die Toten, die unter den alten Farben fielen für ein größeres, freieres Reich, für uns, für unser Land — Deutschland.

Hochzeit auf Helgoland

Grau und wolkenverhangen steigt der Morgen hinter der Düne aus der See — fahle, ungewisse Helle breitet sich langsam aus, dunkle Nachtwolken ziehen leewärts davon und das Meer rollt dumpf und hohl. Regen hängt in der Luft, — niedrig fliegen Schwärme von Seeschwalben, zickzacken zwischen Düne und Insel und schwinden hinter den Häusern des Unterlandes. Laut schreien die Möven unten am Strand, wirbeln umher bei der Landungsbrücke oder sitzen in langen, weißgrauen Reihen auf dem Pfahlwerk.

Der Hotelbiener stochert im erkalteten Ofen herum, ohne den man um diese Zeit in Helgoland nicht existieren kann. —

Draußen wird der Wolkenzug immer phantastischer, nun ist beinahe der ganze Himmel schon bedeckt, hinter der Düne geht, schräggestrichelt, eine Regenflage nieder, während weiter südlich, mitten in dem grauen Gewoge der See, ein großer Sonnenfleck auf dem Wasser sich ausbreitet, opalen schimmernd und grün wie Smaragde, weiterwandernd mit dem Zug der Wolkendecke, die sich immer tiefer und tiefer auf das Meer senkt.

Der blonde Junge, immer noch im Ofen herumstochernd, der scheinbar nicht in Gang kommen will, sieht auf; irgend etwas hat er auf dem Herzen, das merkt man deutlich.

„Na, was ist denn los? Will der Ofen nicht? Ziemlicher Wind heute, was?“

„Jawohl, Herr Kapitän, der Ofen kommt schon — aber heute heiratet die schönste Frau der Insel, das müssen Herr Kapitän sich doch ansehen!“

„Kann man da so ohne weiteres zusehen? Wann ist denn die Feier in der Kirche?“

„Mittags, ich sage noch genau Bescheid; es wird sehr nett werden, die ganze Signalstation ist dabei, und viele von der Insel, und heute abend feiern sie nebenan.“

„Gut, wird gemacht! Vielen Dank auch!“ —

Draußen segt der Wind vereinzelte Regentropfen über den Falm, ich schlendere herum, sehe in die engen Gassen hinein, die zum Leuchtturm führen, und richtig: große, bunte Signalflaggen und Wimpel flattern überall, seltsam anzusehen zwischen den kleinen Häusern, breit die Wege überwimpelnd, ein Farbenspiel, das munter absticht vom Grau der Wände und der glänzenden Mäße der roten Ziegelsteine. Peitschend fährt der Wind ins Tuch, läßt es schnellen wie Schlangenleiber zur Musik des Bändigers, zuweilen schießt ein langer Zahlenwimpel hoch, leckt wie eine feurige Zunge über die Dächer, sinkt zusammen, und klatscht gegen den Flaggstock. Ein fortwährendes Knattern und Schlagen tönt aus dem Saufen des Nordwest heraus und füllt die Gassen mit Lärm und Leben.

So muß es ausgesehen haben, wenn die Liekendeeler zur Winterszeit ihre Feste auf der Insel abhielten, nachdem in den Wochen der Hammerschlag ihrer Werften den Tag mit Klingen und Gedröhn begleitete. Bunte Flaggen, Geschrei, und der Schall ihrer Lieder mögen dann über die

Tafel gehalten haben, blonde Friesenmädchen in bunter Tracht saßen neben rauhen Seeleuten und Kriegsmannen, nahmen willig hingeworfenen Schmutz aus dem Beuteanteil, silberne Stirnreifen, goldene Haubengehänge und Edelsteinringe mit fremden Wappen und Zierraten. Unten im Hafen lagen die gekaperten Schiffe, am Stein-
damm, der damals noch Wittkliff und Insel verband. Dänische, flandrische Koggen, Hamburger Schnellsegler und spanische Frachter, die auf dem Wege nach London, Bergen oder Dünkirchen von den schnellen Seglern der Vitalienbrüder gekapert wurden: „Gottes Freund und aller Welt Feind!“

Schön ist das Wetter ja gerade nicht für eine Hochzeit, das muß man schon sagen — aber hier auf Helgoland ist das etwas anderes: Wind gehört dazu, Regen und das Heulen über den Dächern, das ununterbrochene Klauschen der Brandung, das die Luft mit seinem Dröhnen erfüllt, zorniger Mövenschrei und ab und zu ein Sonnenblitz aus finsternen Wetterwolken, der helle Lichter auf das Nordsee-
grau setzt, das an solchen Tagen über Insel und See den fein abgetönten Schleier seiner Schatten wirft.

Also hin zur Kirche! Neben dem Leuchtturm ist sie das Wahrzeichen des Oberlandes. Kreuz und quer führt der Weg, dann stehe ich plötzlich vor dem kleinen Friedhof und einem gedrungenen, stämmigen Bau, der mit seinen Versteifungen und dicken Mauern wie ein Schiff in schwerem Seegang daliegt. Schon einmal bin ich dort gewesen, Sonntags, wenn die Helgolander zum Gottesdienst gingen und der Ton der Glocke zugleich mit dem Duft der Graswiesen durch die weit geöffneten Fenster

drang. Ernst und gemessen, im Sonntagskleid standen ein paar Männer an den Türen, Frauen huschten leise in die Bänke.

Ich habe in einem vergilbten Buch die Geschichte dieser Kirche gelesen. Sie ist alt; die erste soll sogar schon 602 entstanden sein. Die Nachrichten stimmen wohl nicht ganz überein, oder diese erste Kapelle ist bald wieder zerstört worden. Die nächste Kirche soll 866 in ein Kloster umgewandelt sein, und ein Bischof Eilbert gilt als Gründer eines zweiten, neuen Klosters auf dem Lunn, das im 11. Jahrhundert hier errichtet wurde. Dann baute man 1686 die jetzige Kirche von St. Nikolai. Leider mußte 1879 der alte Turm abgetragen werden, da er baufällig war. Leider, denn der alte paßte in seiner schlichten Massigkeit, die man auf den Bildern im Nordseemuseum noch bewundern kann, viel besser zu dem übrigen Bau, als der jetzige, spitze Turm, den 1885 der Bremer Reeder Rickmers, ein gebürtiger Helgolander, stiftete. Die Glocke schenkte ein Hamburger Stammgast der Insel, Generalkonsul Matthies, nach dem auch die östliche Strandpromenade benannt worden ist. Der alte Turm erinnert in seiner Form an all die vielen Dorfkirchen in Friesland, an die festen Kirchbauten, die auf den Warfen stehen, zur Verteidigung eingerichtet, mit Schießscharten und Wehrgängen, aus rotem Ziegelstein errichtet, Trutzburgen in schweren Zeiten, Zufluchtsstätten, wenn Raub und Brand über die friessche Marsch tobten und die großen Bauernhöfe in loderndem Feuerschein Kunde gaben von Krieg und Beutezug.

Fischergeschlechter haben diese Kirche besucht, Jahrhunderte hindurch, haben um den Segen des Fischfangs

gebetet, um Frieden, volle Netze und Hummerkörbe und um glückliche Wiederkehr derer, die draußen auf den Meeren beim Walfang und auf weiten Reisen waren, wie es der Pfarrer heute noch tut zum Schluß des Gottesdienstes. Es ist etwas Eigenartiges um diese Inselkirchen: als spüre man die Gedanken derer, die hier in den schlichten Holzbänken saßen, als gäben ihre heißen Gebete, längst verklungen im Gang der Jahrhunderte, dem ganzen Haus jene mystische Wärme, die so oft in alten Dorfkirchen und vor allem in den Fischerkirchen unserer deutschen Nord- und Ostseeküste ist. Vielleicht rührt es daher, weil der Seemann an sich so viel öfter die waltende Hand Gottes erlebt, draußen auf See, im Kampf mit Wind und Wetter, im Nebel, der ihn abschneidet von der Außenwelt, ihn auf sich selbst stellt, auf seine Sinne und die schnelle Entschlußkraft, die er lernt und von der er weiß, daß sie umsonst ist, wenn nicht jenes göttliche Walten helfend eingreift.

Eine Redensart gibt es, gleich in der deutschen wie in der englischen Marine, sie erhellt und bestätigt dieses Verstehen göttlichen Eingreifens, wie gerade Sprichwörter und Redensarten, sei es auch manchmal in trivialer Art, blickhell die Denkart eines Standes oder Berufs erkennen lassen:

„Der liebe Gott hat seinen Daumen zwischen den Block gehalten“, „The Lord hold his thumb in the plumb-block“, oder noch deutlicher für den Laien: „Da hat der liebe Gott am Ruder gestanden!“

Männer reden selten und schwer von diesen Dingen, Frauen wissen es vielleicht intuitiver, sicherer mit ihrem untrüglichen Instinkt, und es ist immer wieder ergreifend,



phot. Busch

. . . ein gedrungener, stämmiger Bau, der mit seinen Versteifungen
und dicken Mauern wie ein Schiff in schwerem Seegang dasiegt



phot. Raeder

Hochzeit auf Helgoland

wenn man erlebt, wie diese Fischer- und Seemannsfrauen die besten Kirchenbesucher auf den Inseln sind. Sie sind es ja auch, die so oft als erste den Tod des Mannes in der salznen See erfahren, wenn in den stürmischen Frühjahrs- und Herbstnächten der Verstorbenen zum letzten Male sein Haus besucht — kurz nach der Stunde seines Todes. Finkenwärder und die Dörfer auf den Inseln kennen diese Dinge, die dem „aufgeklärten“ Städter unglaublich erscheinen, trotzdem die Küste Beispiele genug erzählt vom Erscheinen der in See Gebliebenen.

Es muß leicht und schön sein, vor Fischerfrauen und Fischersleuten zu predigen. Ich habe auf der Insel einen Pfarrer gekannt, der das wunderschön verstand, der wohl selbst sich so eingelebt hatte in die Vorstellungswelt der hier mitten im Meer Wohnenden, daß seine Predigt eins war mit dem Säusen des Windes an den bunten Kirchenfenstern, mit dem Ernst der Männer und dem stillen Leuchten der Frauenaugen, mit dem kindlich-gläubigen Bericht der Kirchengemälde rings um den Chor und dem leisen Rauschen des Meeres, das man selbst hier immer noch zu vernehmen glaubt. Dieser Prediger glich der Flamme, die auf dem Tisch des Altars still und feierlich brannte, trotzdem der Sturm draußen um die klobigen Mauerpfeiler heulte. —

Vor dem Kirchentor ein paar Männer, die feierlich und gemessen sich unterhalten, Kinder, die blondköpfig und blauäugig, mit Blumen in den Händen, erwartungsvoll Ausschau halten nach dem Zug, der nun bald kommen soll. Der Weg zwischen den Grabmalen mit all den friesischen und Helgolander Namen, ist mit kleinen Blumen bestreut und der Wind spielt mit dem Esen,

der um die alten Male wuchert, biegt es zurück, daß die Namen sichtbar werden, zaust es im Vorüberfaufen und streicht über ein paar vertrocknete Blumen, die in Gläsern und Krügen auf den Grabhügeln warten.

Immer noch wandern eilende Wolken nach Osten und die alte Wetterfahne knirscht rostig und unlustig in ihren Angeln. Auch hier flattern Flaggen und Wimpel, knallend, wie Peitschenhiebe fährt das Tuch im Wind, daß die weißen Flaggenstangen sich biegen und zitternd brummen. Dann naht der Zug, voraus zwei Kinder, süß sehen sie aus in ihrem weißen Zeug; wie sie ernsthaft und ihrer Bedeutung sich voll bewußt die kleinen, bunten Inselblumen auf den Steinweg streuen. Blaue Marineuniformen, goldene Knöpfe, goldenes Mützenabzeichen, Matrosen, Signalgasten in Paradejacken und weißem Hemd; golden glitzern die Abzeichen und Treffen der Maate, rotweiß die kleinen Winkflaggen auf den Ärmeln. Dahinter in langem Zug die halbe Insel. Er hat schon recht gehabt, der Junggast: es ist eine schöne Frau, die dort neben dem Mann in Marineblau zur Trauung geht. Ganz helles, blondes Haar unter weißem Schleier, das Gesicht schmal, wundervoll modelliert, mit großen, graublauen Augen und einer Nase, die den kühnen Schwung nordischer Rasse hat. Ein Gesicht, das in dieser Umgebung an die Frauen erinnert, die mit den Männern auf buntbefegelten Drachensbooten westwärts segelten, Neuland zu finden hinter der langen Atlantikdünnung. Ich stehe ganz still und sehe ihr nach, wie sie klein und zierlich neben dem großen Mariner mit schmalen Füßen über die Schwelle geht und mit leicht geneigtem Kopf die Kirche betritt.

Dann braust die Orgel auf, übertönt das Wehen des Windes da draußen und füllt mit ihren Tönen den hohen, halbdunklen Raum, wie die andrängende Flut einen breiten Priel mit Leben, Bewegung und dem Rauschen der See füllt. Auf den silbernen Altarleuchtern, die der entthronte König Gustav Adolf IV. von Schweden der Kirche stiftete, brennen zwei Flammen kerzengerade mit stillem Leuchten, selten nur biegen sie schwingend zur Seite, wenn ein Luftzug durch den Raum geistert. Wie ein Mahnmal aus Urvätertagen blinkt der schwere, metallene Taufkessel vor Kreuz und Altar. Der hübsche Brauch kommt mir in den Sinn, heute noch geübt auf Helgoland, daß an einem Taufstage eine Anzahl Kinder in feierlichem Zuge herbeieilt, jedes trägt ein kleines Gefäß mit warmem Wasser in der Hand, das es ins Taufbecken entleert.

Während des Gesangs, der langsam und ein wenig schwerfällig aufklingt — müde wie die lange Dünung an heißen Sommerabenden — gleitet der Blick immer wieder zu den hölzernen Emporen, wo Männer und Kinder ihre Plätze haben, dicht über der langen Reihe alter Ölbilder des Malers Andreas Amelink. 1687 hat der Alte sie geschaffen und man sieht ihn im Geist, wie er sorgfältig, die Bibel neben sich, mit Pinsel und Palette über die Leinwand gebeugt diese biblische Geschichte erfand. Man sagt, sie hätten keinen künstlerischen Wert, diese Bilder, die von Adam an bis zur Apostelgeschichte alle möglichen Ereignisse schildern, und trotzdem: sie rühren gerade durch ihre kindliche Einfachheit und die schlichten Farben, und ich kann mir denken, daß ein Helgolander auf dem Festland in irgendeiner großen und

modernen Kirche sich ganz gewiß nach diesen Bildern zurücksehnt, die er als Kind zum ersten Male in seinem Gotteshaus mitten im Meere mit staunenden Augen sah.

Selbst das Kircheninnere ist wie ein Schiff, lukenartig die Fenster, eingeschnitten in die dicken Mauern, Decksbalken queren in der Höhe den Raum und steil sind die Niedergänge zum Chor, steil und eng wie Schiffstrepfen. Buntes Rankenwerk zieht sich unter der Decke hin, als hätte hier der Künstler seiner Erfindungskraft die Zügel schießen lassen, seine Phantasie hinausgeschleudert in kühnem Wurf über die sonst so schmucklose rote Insel. Wie Wandornamente von den reichverzierten Steven seegehender Wikingerboote sind diese Malereien, wie eine leise Erinnerung an die Zeiten, als unten im Hafen die schmalen Kriegsboote der Seefahrer lagen, mit buntgestreiften Segeln, schildbewehrten Seiten und langen, blutroten Flügeln im Top.

Ein dreimastiges Segelschiff, die englische Flagge an der Gaffel, hängt über den mittleren Sitzreihen, Sir Fishardin Maxse stiftete es, eine Bark, die mit vollem Tuch dahinsogelt über den gebeugten Häuptern der Frauen, die hier hinter den alten Namensschildern sitzen. Blau-, blaue, hellgrüne, weiße und rosarote Holzschilder zieren die Plätze, alt ist die Schrift, vielfach verschnörkelt wie zierliches Biedermeier oder Barock, hier fein und sorgfältig gemalt, dort von ungeübter Hand mühsam eingetragen: Namen, Helgolander Frauennamen, zuweilen mit einem Spruch aus Bibel oder Gesangbuch, den grünes Rankenwerk und flatternde Schleifen umrahmen. Sie ruhen längst unter den Steinen auf dem kleinen Friedhof draußen unter den Kirchenmauern, die Frauen, die diese



phot. Busch

Unter uns liegt der Fischereihafen



phot. Busch

Finnenmärdar Kutter

Namen trugen: Antje, Elfabe, Peike, Mamke, Stina, Perke, Stinke und all die andern.

Auf dem Gestühl, das zu beiden Seiten des Altars dunkelbraun und einfach errichtet ist, steht ebenfalls ein Schiffsmodell, eine breitbrüstige, hellbraune Schaluppe mit weißen Segeln und breitem Seitenschwert, ein Boot, dem man ansieht, wie ruhig und sicher es auch in schwerem Seegang liegen muß. Die Helgolander Schellfisch-Schaluppen, die man auf der Insel nirgends mehr sieht, müssen so gebaut gewesen sein. Es ist eben eine Fischerkirche, die immer wieder auf die See hinweist, die rings um die Insel brandet, auf die See, die diesen Menschen, die nun ruhig und gelöst, ausruhend vom Tagewerk der Woche, auf den Pfarrer schauen, Brot gibt und Heimat ist.

Orgelspiel und Gesang ist verhallt, nun knien die beiden vor dem Altar, die schlanke, zierliche Frau neben dem großen Mann. Aufmerksam hört die Hochzeitsgemeinde, Inselleute und Marinemänner der Signalstation, auf die Worte des Predigers. Unmerklich nickten manche, als das „Ja“ ertönt und sehen zu, wie der Pfarrer die Ringe wechselt. Ein Gleichnis ist es fast, wie hier die enge Verbundenheit der Marine mit der Insel, die bestand, seit Helgoland am 1. Juli 1890 aus englischer Hand an den deutschen Kaiser ging und später dem damaligen Königreich Preußen einverleibt wurde, durch diese Heirat gleichsam von neuem betont wird. Sie haben immer gute Kameradschaft gehalten, die Marine und die Insel.

Die Orgel wogt noch einmal mit mächtigen, jubelnden Rhythmen durch die Kirche und das Paar verläßt, gefolgt von den Hochzeitsgästen, durch den Nebeneingang den

Raum. Draußen weht der Wind den Schleier der Frau zur Seite, noch einmal leuchtet blondes Haar auf, dann grüßen die vielen bunten Flaggen den Zug, schwenken hin und her und knattern ihre Glückwünsche in allen Farben, bis die ganze fröhliche Gesellschaft in den engen Gassen verschwunden ist. —

Langsam, ein wenig steif vom Sitzen auf den engen Holzbänken — warum müssen Kirchensitze immer so scheußlich unbequem sein? —, gehe ich zu einem der Seitensühle, eine Tafel hängt dort, ich habe sie nicht entziffern können von meinem Platz aus. Unter dem Modell der Kirche hängt sie an der weißgetünchten, schmutzlosen Wand. Jemandeiner der englischen Gouverneure hat sie gestiftet, und es ist eine rührende Geschichte, die ich aus den wenigen Worten lesen kann. Dem Andenken einer Helgolanderin ist sie gewidmet, der Frau dieses Gouverneurs, der später Gouverneur von Neuseeland wurde und fern im Süden zurückdachte an diese Frau, die er sich einst von der Insel genommen, sie in das große Gouverneurhaus zu führen, das stolz und einsam an der Südwestseite der Falm steht. Antje hieß die Frau, und oft mag sie sinnend von den Fenstern ihres Hauses hinabgeschaut haben auf die Heimatinself, auf Düne und See, sie, die Fischerstochter, die das Schickfal an die Seite des obersten Mannes auf der Insel rief.

Beim Hinausgehen fällt mir ein Helgolander Sprichwort ein:

„Ener di mes wes es die hele wek wes!
Während der Predigt Wind, ist die ganze Woche Wind!“

Wehen tut es ganz gehörig, und als ich abends noch einmal den Falm entlang gehe, Manteltragen hochgeschlagen und die Hände tief in den Taschen, wie nur der echteste Haluner, da schlagen mir die Regenflaggen fast waagrecht ins Gesicht, und die Brandung donnert dumpf und brüllend herauf vom Strand. Vor einem der Gasthöfe am Falm drängen ein paar Frauen und suchen durch die hellerleuchteten Fenster einen Blick zu erhaschen. Dort ist die Hochzeitsfeier, und als ich hinzutrete, sehe ich an der langen Tafel die Festgäste, Mariner und Insulaner, mitten dazwischen die junge Frau, die lächelnd ihr Glas gegen eine der Frauen hebt und irgendein freundliches Wort dazu sagt. Wie der Ausschnitt aus einem Gemälde wirkt das hübsche Bild.

Aus dem Festhause schallt fröhlicher Gesang, irgendein Seemannslied haben sie angestimmt, und es paßt gut zu der Symphonie aus Licht und Dunkel, zu dem Rauschen der See und dem Sang des Windes über den niederen Dächern zu Insel und Meer: zur Hochzeit auf Helgoland!

Von alten Bildern, Möven, Haien und den Gärten der Tiefe

Kaiserstraße, neben der Post, ein großes, schmuckloses Gebäude.

Schon oft bin ich vorbeigegangen, habe einen Blick auf die Wetterkarte geworfen, die Sturmwarnungen in dem vergitterten Kasten, und habe hinter den Fenstern des Nordseemuseums mit einer gewissen Befriedigung das weiße Schild „Im Winter geschlossen!“ bemerkt.

Zu dumm, daß man als Großstädter immer so eine schier unüberwindliche Abneigung gegen Museen hat! Oder kommt das nur von dem Tempo, von der fehlenden Zeit, von all der Hege, der Arbeit, die einen nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen läßt?

Aber hier hat man doch Zeit, hier kann man doch eigentlich mal in dies Museum gehen, das wahrscheinlich ganz interessant sein wird!

Man hat so allerlei gesehen, fremdartige Vögel, die über die Insel strichen, Blumen, die man nicht kannte, — was allerdings bei den höchst lückenhaften Reminiszenzen aus der Botanikstunde nicht viel besagen will! — Muscheln am Strand und vor allem diesen merkwürdigen Tang, der wie ein braun und dunkelgrün gefärbtes Wolltuch vor den Ausläufern der Brandung sich sammelt, vielleicht gibt's das hier alles? Schön etikettiert mit lateinischen Namen, die wieder kein Mensch versteht — aber immerhin, man könnte es doch mal versuchen!

Also greife ich mir eines Morgens den immer auskunftsbereiten Freund, den Obersignalmeister, steige mit ihm die Treppe hinunter — bekanntlich benutzte der wahrhaft feine Mann Aufzüge nur nach oben! — freue mich an dem schönen Bild des morgenstillen Unterlandes mit seinem Gewirr von Dächern, den schmalen Durchblicken zum Strand.

Ich gehe die Kaiserstraße entlang, die Friedrichstraße der Insel sozusagen, biege aber erst am Strand ein, den Umweg um die Landungsbrücke muß man doch machen, man muß doch nachsehen, ob das berühmte schwarze Boot noch auf demselben Fleck liegt, ob Herr Hornsmann etwas geschossen hat, ob irgendein Boot gerade ausläuft. — Himmel, es gibt so viel nachzusehen und zu kontrollieren auf dem Lunn!

Unterwegs begegnet mir der nette Zollbeamte. Da ich ein wirklich ganz reines Gewissen habe, grüße ich fröhlich und mache einen kleinen Palaver mit ihm:

„Wunderbares Wetter, nicht? Sehen Sie bloß, wie fabelhaft rot der Felsen wieder leuchtet bei diesem Sonnenschein! Was sind das eigentlich für schwarze Löcher da oben?“

Ich zeige auf dunkle Öffnungen im Fels, unter der Falmmauer.

Der Beamte nickt und sieht hinauf:

„Ja, das sind noch so Zugänge zu den ehemaligen Kasematten, wissen Sie. Und gerade in dieses Loch sind mal ein paar Helgolander Jungs reingeklettert; die haben da rumgestöbert in den alten Gängen, und kein Mensch wußte, wo sie geblieben waren. Schließlich haben wir's

rausgekriegt, und nun ist es natürlich verboten“, fügt er mit der Gewissenhaftigkeit des gesetzkundigen Mannes hinzu.

„Aber die Bengels klettern ja doch immer herum in den Felsen, und das kann man schwer verhindern, nicht?“

Man nickt, allerdings, man selbst würde da oben wie eine reife Pflaume runtersegeln, wenn man sich hinaufwagte, das steht fest!

Der Beamte winkt noch mit der Hand und setzt seinen Morgenrundgang fort. Was er nur zu tun hat hier auf dem Lunn? Oh, die zollfreie Insel ist gewiß ein wenig, so ein ganz klein wenig beliebt bei Seefahrern, die vielleicht nachts mit ihren Küstenseglern ankommen, englischer Tabak und Alkohol, na, usw. Aber ich will nichts gesagt haben; man kann sich denken, daß hier ein tüchtiger Zollbeamter gewiß am Platze ist! Und während man ums Kurhaus biegt, das die Phantasie stets mit lachenden, redenden und Hummer nebst Sekt vertilgenden Sommergästen bevölkert, während man am Karl-Peters-Denkmal vorbeischlendert und sich freut, daß wenigstens hier ein Abbild des großen Kolonialmannes steht, den seine Zeit so sehr verkannte, vielleicht gerade, weil er ein so aufrechter Kämpfer und kerndeutscher Mann war, malt man ein wenig weiter an den Bildern, die der Gedanke an Schmuggel so auftauchen ließ. Komisch: Bootlegger und Schmuggler, rauhe, seebefahrene Kerle — sie haben doch irgendwie etwas Anziehendes! Aber das darf man gewiß nicht laut sagen — gerade auf Helgoland nicht! Richtige Filmstreifen rollen vor einem ab: tobende Brandung, rauhe Rufe in der Nacht, verstoßen blinkende Lichtsignale von schwankendem Boot, Schüsse, Schreie, rasend

laufende Motoren, fluchende Männerstimmen, dunkles Arbeiten von Hand zu Hand und ein taumelndes, schnelles Boot mit tollkühnen, wagehalsigen Seeleuten, das in Gischt und Schaum seewärts, in der Finsternis untertaucht. —

Nun — ich werde beim nächsten Besuch den netten Zollmann fragen, ob es so etwas auf dem Lunn gibt! Er wird mich wahrscheinlich auslachen, und der ganze Spuk wird vor seiner ruhigen, tiefen Stimme versinken und ganz trocken sachlichen und gänzlich unaufregenden Geschichten weichen müssen, die er mir vielleicht erzählen wird! —

Ein bißchen zögere ich noch, das große, schöne Gebäude der Biologischen Anstalt zu betreten; zu herrlich ist heute das Wetter, aber einmal will ich doch sehen, was hinter den Fenstern der beiden Museen eigentlich ist: also rein! Laut hallt der Schritt, unwillkürlich tritt man leiser auf, bunte, eigenartige Fenster lassen gedämpftes Licht herein, gute Steinbildereien grüßen von den Wänden, Tiere, Schiffe, Wikingersegel, dazu ein Spruch des Thales von Milet:

Alles ist aus dem Wasser entstanden,
Alles wird durch das Wasser erhalten —
Ozean, gönn' uns dein göttliches Walten!

Und was das Merkwürdigste ist: endlich mal eine Anstalt, ein Museum sozusagen, in dem es nicht muffig und nach Schule riecht. Der Mann am — Fahrkartenschalter hätte ich beinahe gesagt! — wo die wunderhübschen Aufnahmen aus dem Aquarium hängen, gibt bereitwilligst Auskunft, und kurze Zeit danach stehe ich in einem der

hellen Zimmer, in denen die Meeresforschung betrieben wird — denn die Biologische Anstalt ist in erster Linie ein Forschungsinstitut, und das erste und einzige staatliche Meereslaboratorium Deutschlands dazu — einem sehr freundlichen und humorvollen Herrn gegenüber. „Kustos“ stand an der Tür — und man dachte, unwissend, wie man ist, das hängt irgendwie mit Küster oder so zusammen, und erwartete einen Weihnachtsmann mit langem Bart und erhobenem Zeigefinger — weit gefehlt! Bei der ersten Begrüßung merkt man doch, daß man geradezu vorstintflutliche Vorstellungen von unseren deutschen Fachgelehrten hatte, und das kommt wohl auch wieder daher, daß man eben so selten unsere Museen besuchte!

Wir gehen die paar Schritte hinüber und sind im Nordseemuseum, als einzige Besucher natürlich, und können so in Ruhe all die Schätze bestaunen, die hier aufgespeichert sind.

Als Schriftsteller und ehemaligen Seemann interessieren mich natürlich am meisten die zum Teil uralten Karten der Insel, Bücher, Berichte und die Bilder. Wunderbare Bilder sind das, ich kann nur jedem empfehlen, schon dieser Bilder wegen einmal an einem Regentage ins Museum zu steigen!

Wie Neuruppiner Bilderbogen, in einfachen bunten Farben sieht man allerlei aus der Geschichte der Insel und vor allem des Seebades. Da sind die ersten Dampfboote, geradezu phantastisch anmutende Fahrzeuge: Raddampfer mit himmelhohem, schmalem Schornstein, der nach allen Seiten abgestützt ist, mit offenem Deck und zierlicher Heckgalerie. Der Doktor blättert die Seiten der großen Standtafeln lächelnd um:

„Sehen Sie, hier die beiden ersten Boote ‚Patriot‘ und ‚Elbe‘, die 1834 als erste Dampfboote zwischen Hamburg und der Insel fuhren. Vorher versuchte bereits 1829 der kleine holländische Dampfer ‚De Buer’s van Amsterdam‘ die Fahrt — aber er versagte meist! Beachten Sie bitte den scharfen Bugspriet der ‚Patriot‘.“

„Ja, so richtig: der Kapitän griff unter das Steuerbord, allwo er die Flasche mit dem scharfen Bugspriet hatte, nicht?“

„Und fein naß wurden die lieben Gäste — hier, ist das nicht geradezu wie das jüngste Gericht?“

Ein primitiver Buntdruck zeigt den Ausbruch der Seefrankheit auf einem dieser Dampfer, auf denen die Damen in Reifröcken mit Hauben und die Herren mit Zylinderhüten, die sie natürlich dauernd krampfhaft festhalten müssen, zur See fahren. Dazu Meerleichen an der Keeling, und Matrosen, die gleichmütig in Lackhüten und Matrosenblusen mit Schwabber und Püß die Folgen der Seefrankheit zu beseitigen suchen. Weinende Kinder, Gisch und Schaum übers ganze Schiff, das mit seinem Klüverbaum wie ein hochendes Pferd in den Himmel zu steigen scheint, und fern, ein roter Strich, das Linn. Nach diesem Bild zu urteilen, kann es nichts Fürchterlicheres gegeben haben, als diese Seefahrt der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts!

„Und hier“, zeigt der unermüdlche Führer, „bitte, vergleichen Sie unsere jetzigen Strandkostüme mit diesem Aufzug!“

Das Badeleben auf der Düne: Herren in enganliegenden Hosen mit Lackstiefeln und dem unvermeidlichen Zylinder, Damen mit Riesensonnenschirmen, langen

Schals und zierlichem, geschnürtem Schuhwerk. Badekarren stehen am Strand, und die Badeanzüge — ja, die sind einfach unbeschreiblich! Motto: „Wash' mich — aber mach' mich nicht naß!“

Stundenlang kann man in diesen Zeichnungen und Aquarellen blättern — es sind Zeit- und Kulturdokumente, besser als dickleibige Beschreibungen. Das alte Konversationshaus, die Börse, der Spielsaal — Helgoland hatte, wie alle Bäder, die etwas auf sich hielten, eine offiziell erlaubte Spielbank, an der Roulette und Pharo gespielt wurden, und die erst 1871 einging — die Zeichnungen der Festlichkeiten auf der Insel, die bunte Gesellschaft in ihren uns jetzt merkwürdig erscheinenden Kleidungen: es ist ein rührendes und sich selbst ernst nehmendes Wiedermeier, von dem diese bunten Zeichnungen erzählen.

Was sonst noch besonders in diesem sehr interessanten Museum auffällt, das ist neben den Seetieren, Muscheln, den geologischen Karten und den vielen biologisch geordneten Erscheinungsformen der Flora und Fauna der Insel die außerordentlich reichhaltige ornithologische Sammlung, in der auch der krasseste Laie bald die Vögel herausfinden wird, die er auf dem Linn sah. In Gruppen sind sie angeordnet, und man staunt über die unendliche Mannigfaltigkeit z. B. der Mövenarten, die mit allen Altersstadien vertreten sind.

In der Gruppe der Seetaucher fällt ein großer Vogel mit gelblichem, schlangengleichem Hals auf:

„Oh, den habe ich oft gesehen! Allerdings immer erst weit im Norden, so etwa auf der Höhe von Bergen in Norwegen, oder ein wenig südlich davon, trafen wir auf diese Vögel. Sie schwammen auf unserem Kurs, tauchten

blickschnell, wenn wir ankamen, und erschienen erst unglaublich lange Zeit danach wieder irgendwo auf der Wasseroberfläche. Das ganze Schiff staunte über diese riesigen Tiere, und unser Adjutant meinte damals, es seien die größten Vögel auf der Nordsee.“

„Bastölpel“, erläutert mein Begleiter, „sie kommen allerdings gewöhnlich kaum bis in die Deutsche Bucht.“

„Diese verschiedenfarbigen Möven sind ein und dieselbe Art?“

„Ja, Jugend-, Übergangs- und Alterskleid! Na, und nun erst die vielen Arten: Sturmmöven, Heringsmöven, Lachmöven, Silbermöven, Riesenraubmöven, Mantelmöven usw. Aber da müssen Sie zu Professor Drost gehen, der kann Ihnen das alles haargenau auseinanderklauben, der kennt sie alle und noch ein Duzend dazu! Er hat die Vogelwarte, die eine Abteilung der staatlichen Biologischen Anstalt ist, die berühmteste Vogelwarte in Deutschland und wohl Europa, neben Rossitten.“

Wir stehen vor den ausgezeichnet zusammengestellten Gruppen der Nordseemöven, und ich staune, wie riesengroß diese Tiere sind, die man sonst immer nur draußen, frei schwebend, durcheinanderwirbelnd oder hoch über der Insel im Gleitflug umherziehend sieht. Möven: gibt es für den Seemann etwas, das in seinem Flug, in seiner ganzen, dem Wasser, der See sich anschniegender Art, in seinem trostigen Halten gegen den Sturm, in seinem ruhigen Gleiten über den Aufwinden der Dampferbordwände, in seinem tollen Tanz über schäumendem Kielwasser seiner eigenen Seele, seiner Liebe zur See, seinem Aufbrausen und seinem Ruhigsein, seinem Kampf gegen die ewigen Naturkräfte von Wind und Wogen ähnlicher

ist? Jeder echte Seemann liebt diese großen, herrischen, unruhewollen und doch so ruhigen Vögel.

Schnell noch einen Blick auf die alten Helgolander Trachten, die steif und bunt in Glaschränken im oberen Stock stehen:

„Wissen Sie, ich habe neulich zufällig der Trauung in der Kirche beigewohnt. Ich fand es einfach schade, daß die Braut nicht in der alten Tracht ging, gerade jetzt, wo doch durch den Nationalsozialismus schöne Trachten wieder so gepflegt werden.“

Der Doktor lacht:

„Gewiß, aber sehen Sie sich bloß mal an, wieviel Röcke so eine Helgolanderin trug! Und das Kopftuch, alle die Schals und das festgeschnürte Nieder! Ich glaube, das würde nachher bei der Feier erheblich heiß werden! Die Braut neulich stammte aus einem uralten Helgolander Geschlecht, sie hat an sich bestimmt diese bunten Dinge in einer ihrer Truhen — aber verdenken kann ich ihr's nicht, wenn sie lieber in einem weißen, modernen Kleid erscheint!“

An den Wänden des Treppenhauses hängen Bilder der verschiedenen Fahrzeuge, mit denen die Forschungsarbeit in den Gewässern um Helgoland betrieben wird, Pläne und Zeichnungen, Fotos und Risse der Hafengebäuden, hier wird es besonders deutlich, was die Insel und das Reich verloren haben durch die im Versailler Vertrag erzwungene Sprengung der Anlagen.

Wir verlassen das Nordseemuseum, und wie ich mich verabschieden will, schüttelt der Doktor den Kopf:

„Oh nein! Nun müssen Sie auch das Aquarium ansehen, das können Sie aber alleine machen, alle Namen

stehen dran — sogar in Deutsch! Es ist wirklich sehenswert, besonders der „Zirkus!“

„Was ist denn das?“

„So nennen wir das schmale, lange Becken in der Mitte, weil die Fische immer rundherum schwimmen, wie im Zirkus!“

Wir passieren die Viktoriastraße und treten wieder in die hohe Empfangshalle der Biologischen Anstalt. Durch die bunten Scheiben des Treppenhauses schimmert die Keesee mit der Düne seltsam verzeichnet, in unwirklichen Farben. Langsam steigen wir die Stufen hinauf zum ersten Stock:

„Ein paar Daten muß ich Ihnen doch geben“, meint der Führer, „der erste, der hier auf Helgoland Meeresforschung trieb, war Ernst Haeckel, der 1854 zum ersten Male die Insel besuchte. Elf Jahre später sprach er den Gedanken aus, ein Laboratorium zu errichten, das aber erst 1892 in seinen Anfängen entstand.“

Lustig winkend verschwindet der Kustos im Gang zu seinem Zimmer, und man öffnet die Tür zum großen Aquarium.

Das ist eine ganz neue Welt.

Geheimnisvolles Dunkel, fahles Licht, nur durch die Scheiben der Wasserbecken filtrierte, gibt allem ein gespenstisches Aussehen: so mag es der Taucher empfinden, der mühsam auf dem Meeresboden dahinstolziert, mitten in dieser Welt des Wassers und des Halbdunkels, zwischen Fischen, Krabben, Muscheln, Hummern, Haien und den Gärten der Tiefe. —

Da ist zunächst, alles andere beiseitedrängend, das Riesenbecken in der Mitte: der Zirkus. Stühle stehen vor

den Scheiben, hinter denen im hellgrünen Wasser alle möglichen Tiere sich tummeln. Ich setze mich und starre fassungslos auf dies Gewimmel. Es ist, als ob man selbst am Grunde stände, aufsehend zu den Felsenwänden, die den Hintergrund bilden — Helgolander Fels in Naturtreue — zu dem leis bewegten Wasserpiegel, der diese Unterwelt von der Luft, vom Leben da oben trennt. Luftbläschen steigen ununterbrochen ins Licht, Perlenschnüre, die unermülich aufwärts eilen. Fahlgrün, wie blasser Smaragd schimmert die Flut, hin und her bewegt vom Flossenschlag der vielen Fische, die über weißgelbem Sand dahinsteuern. Tang, Algen und Seeblumen wuchern auf den Steinen, langbeinige Krabben klettern über Austern und Wellhornschnecken, flache Steinbutte und Schollen liegen halbvergraben in den Grund gewühlt, und Fische aller Art, vom schlanken Dornhai bis zum zierlichen See-
stichling, schwimmen Meile um Meile rund um die Felsen.

Ganz seltsam wird mir zu Sinn, kein Laut dringt von draußen herein, nichts stört, kein Sprechen, Trappen von Füßen, kein Schrei, kein Geflüster, man ist allein mit sich und der stummen Welt vor einem in dem unheimlich klaren, leicht bewegten Wasser. Schweigsam, in immer gleichem Tempo kreisen die Fische, nur hier und da hebt sich der feinkörnige Sand des Grundes, schwillt, steigt auf, und man erkennt, daß es ein Plattfisch ist, eine Scholle mit roten Punkten, ein Steinbutt, eine Seezunge, die ihr Kleid dem Untergrund derart genau anpaßte, daß man nur an der Bewegung den Fisch ausmacht, der nun, schwerfällig webelnd, ein Stück weiter schwimmt, um wieder zum Grund hinabzusenken, aus dem nur die kleinen Stielaugen wie Fühler hervorragen.

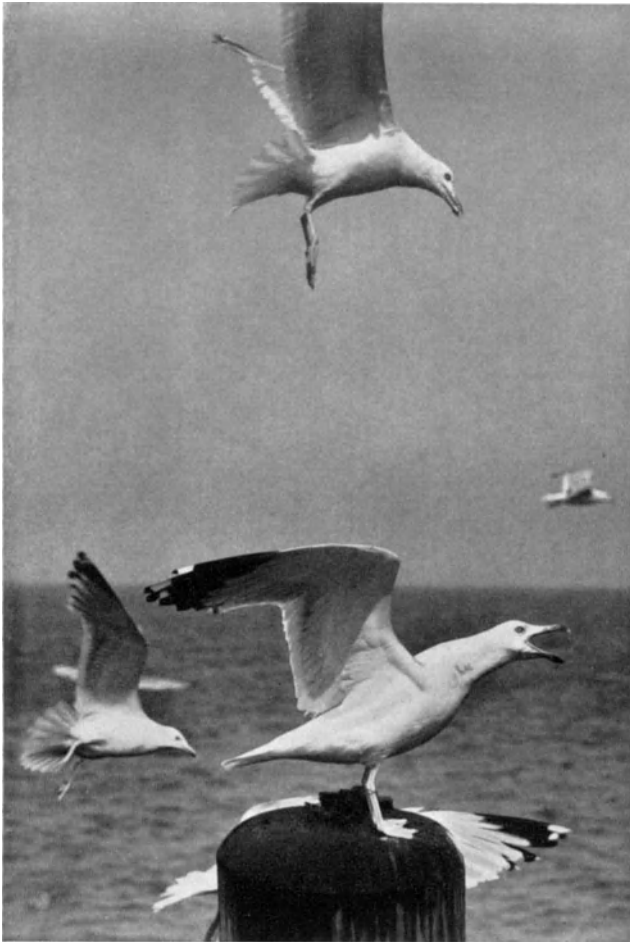
Ein dunkles Ungeheuer mit hellen Flecken, peitschenförmigem Schwanz und heller Unterseite, ein Nagelroche, wallt — anders kann man es nicht nennen — mit heftigen Bewegungen umher. Greulich ist die Frage auf seiner Unterseite, zuckend wirft er den harten, dünnen und langen Schwanz, ein richtiger Teufel zwischen den anderen: eine aufgedonnerte alte Frau, die mit bösem Fächerschlag im Ballsaal umherrauscht!

Und dann die besseren alten Herren dieser stummen Gesellschaft, die Seehasen, plump und dick, aber immer noch beweglich, schnuppern sie umher, japsen dauernd nach Luft mit den Vorderflossen und stieren mit grünen Glupsch- augen nach den niedlichen Schellfischfräuleins, die mit großen, weit geöffneten, schwachtenden Kuhaugen, schlank und elegant in Reihen dahinziehen. Stacheliger und knorpeliger, unnahbar und nervös sehen die Makrelendamen aus, flink und wendig, blitzen sie mit spöttischen Lippen umher und lassen keinen Seehasen nahe kommen!

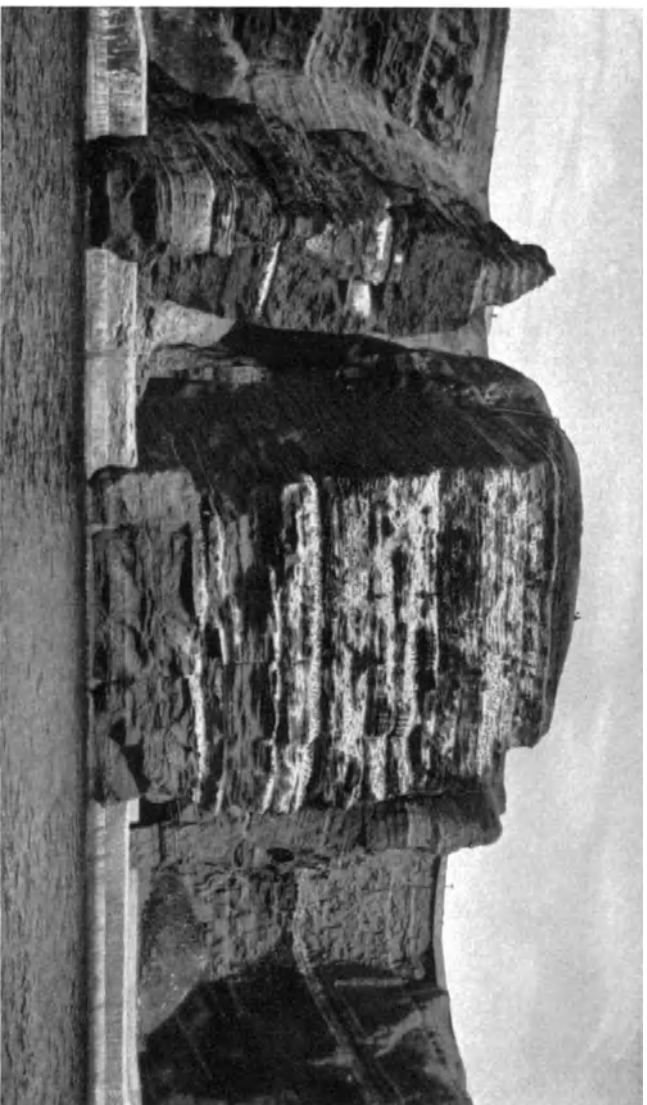
Ballsväter fehlen auch nicht; wer sollte es anders sein, als die vollschlanken Dorsche, die so besorgte Mienen machen und so wohlhabend und gutmütig aussehen? Seeskorpione, Steinpickler und Butterfische bilden die Galerie der alten Tanten: unförmig, in altmodischen Gewändern, stachelig, bunt gefleckt und krötig halten sie sich meist dicht über dem Grunde auf, und es ist offenbar, daß sie dem lustigen Reigen über ihnen durchaus gram sind! Der größte Meckerer, der alte Herr mit den weißen Bartstoppeln um einen greisenhaft wie zum Weinen verzogenen Mund, mit kurzen, dicken Beinen und Stacheln überall, das ist der Seeteufel, der, am Grunde liegend, nur ab und an mißbilligend mit dem Stachelschwanz um sich schlägt.

Eine Ballkönigin ist auch dabei, ein klein wenig pummelig, aber aus sehr guter Familie, sie hat das farbenprächtigste Kleid an, rot und golden, mit blauem Saum an den Armen, ein wenig grünlich schimmernd, leider hat sie einen etwas zu großen Mund, und man merkt deutlich, daß sie erschreckt ist, hier, in der ganzen Gesellschaft das auffallendste Kleid zu tragen. Dafür ist sie sehr gewandt, kriecht am Boden, schwimmt äußerst elegant, wenn sie Wert darauf legt, Eindruck zu machen, und jagt wie der Bliß hinter den anderen drein, wenn es ihr gerade so einfällt. Alter Raubritteradel: das Fräulein aus der Familie der roten Knurrhähne!

Ich sitze und träume, irgendwie fühlt man sich verbunden mit diesen eleganten, unermüdblichen Tieren, hat das Gefühl, du könntest auch so da herumschwimmen, vielleicht ist es ein Rückerinnern aus Urschöpfungstagen, das sich meldet, wer weiß — so wie man im Traum mühelos und leicht fliegen kann. Das kleine Getier am Grunde beachtet man kaum, die Einsiedlerkrebse, Strandkrabben, Taschenkrebse, Seepocken, die man wiedererkennt, weil man sie so oft sah am Strand, auf der Düne oder auf den Riffen zur Ebbezeit. Zeitlos, versunken, sieht man auf den Kreislauf, den diese Tiere vollführen, und einer ist es, der immer wieder den Blick auf sich zieht, der eleganteste, schönste von allen: der Dornhai. Wunderbar sind seine Bewegungen, wie er heranstreicht, vorübersteuert und schwindet hinter der Felsenecke. Wie ein Torpedo gleitet er dahin, hochmütig mustern die Augen im Vorüberziehen die Scheibe, hinter der ich sitze; unwillig schlägt das Schwanzruder aus, mit einem Ruck schießt der Fisch vorbei, das ganze Tier ein Muster von Stromlinienform,



Die großen herrischen, unruhvollen und doch so ruhigen Vögel



Einfall und breit ragt der Sumnerfelsen

phot. Schensky

Eleganz und Vornehmheit. Unendlich gleichgültig scheint ihm das Treiben der anderen, er muß umherziehen, unbekümmert um all das Getier, das er sonst jagt, draußen in der Nordsee: Makrelen, Heringe, Dorsche. Hier läßt er sie zufrieden, unter ihm, mit ihm schwimmen sie, durch irgendeinen geheimnisvollen Zauber sicher vor dem großen, schlanken Räuber.

Es fällt schwer, sich von dieser Zauberwelt zu trennen, aufzustehen, und auch die anderen Wasserbecken zu besuchen, die rings an den Wänden aufgestellt sind: Hummer in jedem Entwicklungsstadium, vom kleinsten, durchsichtig hellgrauen Eier bis zum ausgewachsenen fünf- bis siebenjährigen Panzerritter. Hier wird er gezeigt, und man kann seine Lebensbahn verfolgen, die man in irgendeinem gelehrten Buch, z. B. in dem ausgezeichneten, reich bebilderten „Strandwanderer“ von Dr. Kuckuck, staunend las. Die vogelkäfigartigen Hummerkörbe sieht man ja überall am Strand, auf der Landungsbrücke, in den Booten; „Ziners“ nennt sie der Haluner, sie werden mit frischen oder getrockneten Fischstücken versehen, die als Köder dienen. 20 000 bis 40 000 Stück werden in Helgoland jährlich gefangen, vor allem im Frühjahr und Herbst, da von Juli bis Mitte September Schonzeit ist. Helgoland ist der einzige Ort an der ganzen deutschen Küste, wo der Hummer vorkommt. Im Felsgeklüft der Riffe rund um die Insel lebt er, mit seiner Farbe dem Felsen und den Tangmassen angepaßt. —

Langsam gehe ich von Schaukasten zu Schaukasten, feiere Wiedersehen mit all den wunderhübschen Muscheln und Tangen, die ich am Strand bewunderte, den Seesternen, Seeigeln, Schlangensteinen und Meersspinnen.

Und merkwürdig: es freut uns doch, wenn wir hier, fein säuberlich verzeichnet, die Namen für all die bunten Wunder finden, dafür sind wir eben Deutsche, die alles einreihen und etikettieren müssen!

Wieviel gibt es doch: die langen, vornehmen Schwanemuscheln, die weißbräunlichen Scheidenmuscheln, die feinen, gezahnten bräunlichgelblichen Dreieckmuscheln, die roten Bohnen, die in ihrem Innern das Morgenrot eines Sommertages über See eingefangen zu haben scheinen, die kräftigen Kammuscheln, die weißgrauen Klaffmuscheln, die Wellhornschnecken und hundert andere, die am Strande das weiße Band der Brandung begleiten und mit ihren zarten, leisen Farben wie Aquarelltupfen im gelbweißen Sande liegen.

Nicht zu vergessen die Gärten der Tiefe, diese wunderbaren Gärten, angeklebt auf dem roten Fels, wuchernd am Rand der Riffe, blühend auf dem Grunde der See mit Farben, die prahlen und leuchten, wie die Rosen- und Nelkengärten in den kleinen Höfen des Oberlandes zur Sommerzeit, wenn der Westwind den Duft durch die engen Gassen trägt. Es ist unmöglich, all die Arten zu zählen, zu nennen und zu beschreiben, die das Meer allein an Tangen und Algen in seinem trächtigen Schoße birgt. Braune, grüne, rote Tange, dickblättrige, haarfeine, grasartige; unerschöpflich ist der Reichtum der See, sind die Pflanzen, die in den Gärten der Tiefe wuchern. Da ist — um nur die zu nennen, die der Laie am meisten sieht bei seinen Wanderungen am Strand oder auf der Düne — die haarfeine seidige Cladophora, sattgrün und dicht, der braunrote, langausgezogene dünne Geißeltang, der lederartige, hellbraune Zuckertang, der olivenfarbige Bla-

sentang, der hellviolettrote Knorpeltang und die rosaroten Delesseria.

Quallen in jeder Art und Größe, von jeder nur denkbaren Farbe hausen in den Kästen, lassen ihre buntgesäumten Reifröcke schwebend sich heben, fächern mit rosaroten und blasblauen Fichus und lassen spizenbesetzte, schneeweiße Schleier lässig wehen. —

Draußen muß es längst dunkel sein, als ich endlich, den Kopf voller Farben, Namen und seltsamer Tiergestalten den großen Raum verlasse und nachdenklich die breite Treppe hinuntersteige. Einen Blick in die große, unendlich mannigfaltige Welt der See hat man getan, einen Blick unter die Oberfläche des Meeres, und man ist ergriffen von der Schönheit der Welt da unten im Schoße des Meeres. Eine leise Erkenntnis dämmert mir auf, daß dieser Spruch, der an den bunten Fensterscheiben des Treppenhauses steht, etwas anderes ist, als bloßes Wortgeklingel:

Alles ist aus dem Meere geboren

Ich habe das Aquarium noch öfter als einmal besucht — und ich weiß, jeder, der einmal dort war, wird das Gleiche tun — — —

Vogelzug und Wissenschaft

Neben dem ehemaligen Offizierkasino, vor dem die Hakenkreuzbanner in der Westbrise wehen, liegt das Haus des Vogelwarts. Ich klinge: „Professor Dr. Drost“ steht auf dem Türschild, und wieder denkt man an einen ehrwürdigen Greis im Silberhaar. Kann ein deutscher Professor anders aussehen? Nein!

Es dauert ein bißchen lange, bis der Hausherr erscheint, und dann sehe ich mit Entsetzen, daß ich ihn ausgerechnet aus dem gewiß schwer verdienten Nachmittags-schlaf gerissen habe. Jung sieht er aus, trotz des Bartes — den er tatsächlich hat — sehr jung, und er ist es auch! Und sehr liebenswürdig dazu!

Wir gehen ins Nebenhaus, in die eigentliche Vogelwarte, und während der Professor die Tür aufschließt, mißt man die Entfernung des Hauses von dem roten Felssturz:

„Donnerwetter, Sie sind ja hier verdammt nahe am Felsrand. Und er sieht genau so aus, als sei erst kürzlich wieder einer der Felsstürze gewesen, von denen man ab und an in den Zeitungen liest!“

„Allerdings, aber sehen Sie — ich habe mehr Gottvertrauen bewiesen als der Pfarrer, der hier zu wohnen seinerzeit ablehnte, ich bin ruhig hergezogen. Und vorläufig scheint es ja noch zu halten!“

Das ist auch so eine Sache, diese Helgolander Felsstürze. Trotz der großen und mühsam angelegten Ufer-

mauern, die an der Westseite fast die ganze Insel umrahmen und auch an der Ostseite ein beträchtliches Stück schützen, kommen immer noch im Frühjahr oder Herbst erhebliche Felsabrutsche vor, die langsam am Bestand der Insel nagen. Gegen die Brandung ist die Insel zu schützen, nicht aber gegen die Verwitterung durch Regen, Wind, Frost und Sonne, die den Sandstein sprengt, bröckelig macht und zermürbt. Gerade unter der Vogelwarte sieht man noch die gewaltigen Massen am Fuß des Felsens, die hier eines Tages abbrechen. —

Wir gehen durch die einzelnen Räume des Hauses, und während ich neugierig umhersehe — Studenten und Studentinnen arbeiten hier — gibt der Professor Auskunft. Er sieht wohl und muß das gewiß bei jedem Besucher feststellen, daß außer den Fachgelehrten und den Liebhabern dieses eigenartigen Forschungsgebietes kaum ein Besucher auch nur die leiseste Ahnung von dem hat, was hier gearbeitet und gewollt wird. Viele haben wohl durch die Segelflugstation in Kossitten etwas gehört von Ausnutzung der Studien über den Vogelzug, manche wissen aus Filmen und Zeitungsartikeln, daß dort der Vogelzug erforscht wird, haben von den beringten Störchen gehört und von allerlei Vögeln, die aus den unglaublichsten Gegenden wieder zur Vogelwarte gesandt wurden; aber von der Helgolander Vogelwarte weiß kaum ein Mensch etwas, außerdem — richtig, das wollte ich ja fragen:

„Sagen Sie, Herr Professor, eins wundert mich — —“

„Ich weiß, nun kommt die erste Frage, ich kenne sie schon: wozu die ganze Forschung des Vogelzugs! Das wollten Sie doch sagen, nicht?“

„Jawohl!“

Der Professor versenkt sein Niesenschlüsselbund in die Tiefen der Hosentasche und bleibt stehen. Wir sind gerade in dem Raum, wo die Vogelförper bearbeitet werden, und ein paar wundervolle, riesengroße Bälge von Mantelmöven hängen an der gefaltten Wand oder liegen am Boden. Man erstaunt, wie ungeheuer groß die Spannweite dieser mächtigen Flügel ist, die man sonst nur aus der Entfernung und vor dem verkleinernden Hintergrund der Weite des Meeres zu sehen bekommt.

„Larus marinus, Mantelmöve“, sagt der Vogelwart und zeigt auf die Bälge.

„Jawohl, Larus marinus, ganz recht! Aber wie ist es nun mit dem Sinn dieser Anstalt hier?“

„Ja so, ich vergaß! Haben Sie zufällig von einem gewissen Herrn Gaetke gehört?“

„Jawohl! Tatsächlich! Mein Vater, der sehr viel auf Helgoland war, pflegte in der ‚Villa Gaetke‘ zu wohnen und erzählte mir, daß hier ein Vogelmann Forschungen betrieben hätte und eine Leuchte der Amateurwissenschaft war oder so ähnlich, stimmt's?“

„Nicht ganz. Gaetke war ein richtiger Gelehrter, der ein berühmtes Buch geschrieben hat: ‚Die Vogelwarte auf Helgoland‘, das 1890 herauskam. Er kam 1837 als Seemaler auf die Insel und entwickelte sich an Hand des fabelhaften Vogelvorkommens zur Zugzeit und aus Liebe zur Sache zum Forscher. Die Sammlung, die er im Laufe der Jahre anlegte, kaufte 1891 das Reich an; Sie haben sie im Nordseemuseum gesehen. Das Gründungsjahr unserer jetzigen Warte ist 1910. Dr. Weigold, ebenfalls weit bekannt, wurde Assistent der Biologischen Anstalt und beauftragt mit der Führung und dem Ausbau

der Vogelwarte, die er durch nebenamtliche Studien vorbereitet hatte. Kurz vor seinem Weggang von Helgoland, 1923, stellte man ihm drei kleine Räume für die ornithologische Abteilung der Biologischen Anstalt zur Verfügung. Erst 1926 bekamen wir dieses Gebäude hier. —“

„Reicht das denn nun aus? Sie haben doch anscheinend erhebliches Personal; ich sah vorhin beim Durchgehen eine richtige Registratur, und Schreibmaschinen klapperten auch ganz munter?“

„Na, es geht! Sechs Personen und dazu die Studenten, Gäste, die hier ihre Forschungen ergänzen wollen. Ich werde Ihnen nachher einmal zeigen, was für eine Korrespondenz wir mit Vogelliebhhabern aus aller Welt zu erlebigen haben! Ich kann Ihnen sagen, das nimmt allein schon mindestens eine Kraft voll in Anspruch!“

„Das glaube ich! Aber ich muß nun doch meine angefangene Frage von vorhin wiederholen — — —“

Der Professor macht ordentlich sein Dienstgesicht und legt los: „Der Zweck der Vogelzugforschung? In ein paar Worten ist das gesagt. Erstens ist sie natürlich ein Zweig der Tierkunde überhaupt. Sie ist aber ebensogut ein Eindringen in die Physiologie und Psychologie, ein helfender Zweig der Wetterkunde und Erdkunde, und außerdem macht sie viele Volksgenossen zu Naturfreunden und Naturforschern im Kleinen — — —“

„Wieso? Das verstehe ich nicht ganz, wenn hier sechs Personen arbeiten, dazu ein paar Gäste, dann ist das doch nur ein verschwindend kleiner Kreis?“

„Also kommen Sie mit ins Büro! Sie werden staunen! Beobachtung und Veringung, das ist es, was uns die

Menschen zuführt. Irgend jemand, ein Jäger, Lehrer, Bauer oder ein Arbeiter auf dem Weg zu seiner Arbeitsstelle findet zufällig eins unserer beringten Tiere. Er erkennt den Stempel auf dem schmalen Aluminiumring — ich zeige Ihnen das nachher draußen im Fanggarten — und schickt den Ring an uns ein, schreibt meist noch etwas dazu über Zeit des Fundes, Ort usw., stellt womöglich Fragen, die wir beantworten, und es entwickelt sich ein Schriftwechsel, in dem wir natürlich auf die Bedeutung aufmerksam machen, Auskunft geben und ihn bitten, weiter mit uns in Verbindung zu bleiben. Vielleicht geben wir ihm auch unsere Vierteljahrszeitschrift ‚Der Vogelzug‘ und sagen ihm, wann der betreffende Vogel hier bei uns auf der Insel beringt worden ist, damit er Interesse bekommt. So geben wir dem Mann Anregung, beraten ihn und machen ihn — falls er es nicht schon ist — zum Vogel Liebhaber und -schützer. Kenntnisse von der Lebensweise der Vögel werden erweitert, die Durchführung des internationalen Vogelschutzes erleichtert. Sehen Sie, hier zum Beispiel“, der Vogelwart nimmt einen Brief mit französischen Marken, der gerade eingetragen werden soll: „Ein französischer Graf hat eine unserer beringten Gartenrotschwänze in seinem Jagdgebiet an der Garonne gefunden. Das Tier hing in einer Schlinge, nun schickte er den Ring, und wir werden ihm schreiben. Und hier“, er nimmt ein dickes Buch auf, „ist unser Kontrollbuch, in das jeder Vogel, den wir im Fanggarten fangen, beringen und wieder freilassen, mit den Merkmalen, die wir brauchen, eingetragen ist.“

Eine Schublade wird aufgezogen, lange Rollen von Ringen klirren, ähnlich wie die Cashrollen im alten China,

denkt man und läßt so einen klingenden Stab aus vielen Ringen durch die Finger gleiten.

„Wir senden jedem, der uns einen Ring zurückgab, ein paar neue hin und bitten ihn, selbst Vögel zu beringen und uns das mitzuteilen. Auf diese Weise haben wir eine Riesenzahl von Mitarbeitern, die ständig wächst und uns in unserer Arbeit unterstützt. Ich könnte Ihnen da sehr lächerliche Dinge erzählen von den Schwierigkeiten, die wir mit dem Zoll hatten wegen der ‚Ausfuhr‘ dieser Ringe von der Insel; das war vielleicht ein Aktenstück!“

In großen Schränken mit vielen, flachen Schubladen liegen unzählige Vogelhäute, aufgeklebt wie in den verstaubten Herbarien vergangener Zeiten die Pflanzen, und man wundert sich, wie viele Einzelarten einer einzigen Gattung es gibt, die der Vogelwart mit der Sicherheit des Fachmanns bezeichnet und erklärt. Ein paar Seltenheiten sind in Glasröhren untergebracht, so die berühmte, beinahe sagenhafte Rosenmöve, von der mir schon die Helgolander erzählten, und deren Preis wegen der Seltenheit von ihnen mit einer von Jahr zu Jahr wachsenden Zahl von Tausendmark angegeben wird!

Im oberen Stock tickt in einem Zimmer, das ebenso wie die anderen Räume mit Vogelzugarten und -tabellen ausgestattet ist, ein seltsamer Apparat. Elektromagneten sind da an diesem Apparat, ein laufendes Papierband, und man überlegt, was dies nun wohl wieder zu bedeuten hätte. Morsezeichen ticken, man hört angestrengt hin und versucht zu entziffern — es gibt absolut keinen Sinn! Lächelnd steht der Professor beobachtend daneben:

„Unser Geheimapparat für chiffrierte Nachrichten“, meint er und sieht mich treuherzig an.

„Waas?“

„Natürlich nicht! Die Telegraphisten oder vielmehr der Telegraphist ist ein Zugvogel, der draußen in einem Käfig mit wippenden Sitzstangen sich aufhält. Der Zugtrieb läßt das Tier dauernd von Stange zu Stange hüpfen, und hierdurch wird der elektrische Strom unterbrochen, auf dem laufenden Papierband entsteht ein Punkt. Man stellt auf diese Weise fest, wann und unter welchen Verhältnissen Nachtwanderer ziehen. In Zeiten, wo der Zugtrieb nicht wirksam ist, sitzen die Vögel still und schlafen.“

Eine große und interessante Arbeit wird hier geleistet, das wird einem allmählich klar, wenn man neben dem Vogelwart durch die Räume geht, und man begreift, daß es einen Menschen wohl beschäftigen und befriedigen kann, ein Arbeitsgebiet zu haben, das so vielseitig und so eng mit dem Leben selbst verbunden ist, daß man gewissermaßen den Pulsschlag der Natur selbst zu spüren glaubt, den Blutstrom, der in diesen Vögeln seine Kräfte entfaltet, der sie zwingt und leitet, Meilen und Meilen über Land und Meer zu ziehen, dem Ziele zu, das ihnen die Natur durch Jahrtausende zu erreichen vorschrieb.

Es ist vielseitig, dieses Gebiet der Arbeit der Vogelwarte: Beobachtung des Auftretens — Kennzeichnung lebender Vögel — Untersuchung von Gestalt und Einzelheiten — Physiologische und andere Untersuchungen, dazu Lehrgänge und Führungen, Versand lebender und toter Vögel, Beratung weitester Volkskreise über Vogelzug und Vogelschutz. Mehr als 100 000 Ringe werden jährlich an Mitarbeiter versandt, etwa 90 000 Beringungen finden in einem Jahre statt, davon 7000 auf der Insel

selbst, von denen durchschnittlich zwei bis drei Prozent zurückgemeldet werden. —

Es ist spät geworden und fast ganz windstill, als wir die Vogelwarte verlassen, um im Fanggarten die Fang- und Veringungsmethode kennenzulernen. Vereinzelte Männer schieben, von ihren kleinen Felsen auf dem Oberland kommend, die typische „Schottische Karre“ vor sich her, andere sieht man mit langsamen, bedächtigen Bewegungen den Acker umgraben, der hier als dünne Erdkrume den roten Fels bedeckt. Schafe blöken, und eine Kuh, angepflöckt bei einem kleinen Grashügel, muht klagend durch die Stille. Kleine Vögel zwitschern und zirpen rings umher, zierliche Stieglitze, Feldlerchen und Rotkehlchen, wie der Professor erklärt.

„Kein günstiges Zugwetter heute“, meint der Führer und schließt das Tor des Fanggartens auf. Schade, denke ich, und bedauere, daß der Vielbeschäftigte tatsächlich nun auch noch den Fanggarten zeigen will, ohne daß man auch nur einen Vogel wird fangen können. Dieser Garten muß geradezu ein Dorado für die durchpassierenden Vögel sein, Buschwerk, Sträucher, Bäume, eine Süßwassertränke dazu, alles dient dem Zweck, die Tiere anzulocken, die sonst auf der kahlen Insel kaum Nahrung finden.

„Ich habe selbst nicht gewußt“, bemerkt der Führer und greift einen handfesten Knüppel von der Wand des Arbeitsraumes, der an der Innenwand des Fanggartens errichtet ist, drückt mir ebenfalls einen Stock in die Hand und schreitet auf den ausgetretenen kleinen Pfaden vorwärts, „ich habe selbst nicht gewußt, wie anziehend dieser Garten sein muß, und vor allem, wie auffallend er wirklich aus der Höhe gesehen ist, bis ich einmal mit einem Flug-

zeug über die Insel flog. Wie eine Dase in der kalten Gesteinswüste sieht er aus, und die Vögel müssen herunter, weil hier das einzige Strauchgrün und Wasser ist."

Drei riesengroße, beinahe durch ihre Lage getarnte Drahtreusen hintereinander sind im Garten, nach innen zu enger und enger werdend und schließlich in verschiedene Kästen auslaufend, in denen die Vögel gefangen werden. Wir laufen und schlagen mit den Stöcken auf die Büsche: überall flattert und fliegt es hervor; es ist erstaunlich, wieviel Vögel jeder Größe am Boden unter den Sträuchern und auf den Zweigen sich verborgen hatten! Es huscht und kriecht und schwebt von allen Seiten in die weiten, übermannsgroßen Eingangstore der Reusen, drängt hinein, hinauf über die Laufstege und verschwindet in den Käfigen. Einer der Studenten hält Transportkästen bereit, und der Professor greift durch die Türen der Käfige in das Gewimmel, holt die Vögel heraus. Staunend sehe ich zu, wie er zwischen jedem Finger eines der kleineren Tiere sorgsam und vorsichtig hält, fast sieht es so aus, als ob die Vögel wüßten, daß ihnen gar nichts Böses geschieht, ganz ruhig schlagen die kleinen Herzen, nur die dunklen, braunen oder goldfarbenen Augen sehen ein wenig betroffen umher.

In den Transportkästen wird der Fang, eine stattliche Zahl ist es, weggetragen. Ich muß selbst lächeln, wenn ich daran denke, daß ich anfangs glaubte, nicht einen einzigen Vogel vorzufinden! Drosseln, Buchfinken, Bergfinken und Krähen sind es unter anderem, die nun im Beringungsraum begutachtet, geprüft und — gewogen werden.

Der Vogelwart zeigt die kleinen Zellophanröhren, in die der Vogel gesteckt wird, um auf die Waage gelegt zu werden:

„Man kann es, vor allem bei kleineren Vögeln, auch so machen, sehen Sie“, dabei streckt er, einen Bergfinken mit dunklen Perlaugen langsam aus der Faust gleiten lassend, ihn dabei auf die Waage legend, die Hand aus über dem Vogelkörper, der nun auf dem Rücken auf der Waage liegt. Ganz still wird der kleine Tierkörper, zieht die Beinchen an, die scharfen Krallen und — liegt regungslos: hypnotisiert! Wahrhaftig, richtiggehend hypnotisiert!

„Bei den größeren Tieren gelingt es nicht immer“, sagt der Zauberer von Vogelwart und zieht langsam die Hand wieder weg. Eine Minute etwa bleibt das kleine Tier in der Erstarrung, dann regt es sich wieder, bekommt seinen Aluminiumring und wird durch das Ausflugsloch freigelassen.

„426 verschiedene Arten, die Helgoland auf ihrem Durchzug passieren, haben wir auf diese Weise festgestellt. Vom Basktölpel und Schwan über die Himalayadroffel zur Rosenmöve!“

„Und die Züge, ich meine die Wege, die genommen werden, sind nun ziemlich bekannt, nicht wahr?“

„Im allgemeinen liegen sie fest, trotzdem man natürlich auch hier immer wieder Überraschungen erleben kann, außerdem wird allerlei sonst noch Wissenswertes verbucht. So besteht zum Beispiel bei der Feldlerche eine Beziehung zwischen Ausbruch und Richtung ihres Zuges zu kalten oder warmen Luftströmungen. Licht und Vogelzug sind auch irgendwie verbunden, so brechen viele Nachtzieher am Abend nur bei einem bestimmten Helligkeitsgrad auf. Die

Helgolander Lummen wandern im Herbst nach Norden in schwedische und norwegische Gewässer. Die meisten Zugvögel, die über Helgoland gehen, stammen aus Skandinavien, den baltischen Ländern und Ostdeutschland. Südwestlich oder südlich ziehen sie weiter, so die Finken bis Belgien und Nordfrankreich, die Drosseln bis zur Iberischen Halbinsel, einige Insektenfresser nach Afrika und die Stare, die hier massenweise durchpassieren — Sie werden das sicher noch zu sehen bekommen —, die gehen nach England und Irland weiter, um dort zu überwintern.“

Dämmerig ist es geworden, schon beginnt der Leuchtturm seine Strahlenkreise zu werfen. Professor Drost zeigt auf die Galerie, die rings unter den Scheinwerfern läuft:

„Das ist unser bester Bundesgenosse. Das Licht zieht die Vögel geradezu magisch an und in warmen Frühlingsnächten, so im April z. B., sieht und hört man beständig Vögel vorbeiziehen, auf dem ganzen Oberland ist ein Gewimmel von rastenden Vögeln, Rotkehlchen und Amseln vor allem, die in der Nacht eintrafen. Wenn dazu kein Mondschein herrscht, ist der Zuzug, angelockt vom Feuer des Leuchtturms, besonders stark. Eineinhalb Tausend haben wir einmal gefangen bei solchem Wetter! Wir dürfen den Leuchtturm, der so wichtig für den Vogelzug ist, mit benutzen, ein Teil unseres Personals fängt dort die Vögel, beringt sie und läßt sie wieder frei.“ —

Ein paar Abende später sitze ich als Gast im Hause des Vogelwarts. Urgemütlich ist es dort, warm und hell, durch die Fenster, die auf die See hinausgehen, sieht man die fernen Feuer der Inseln aufblitzen: Amrumbank, und ganz ferne, wie ein Lichtpinsel, der unter der Kimm hinweg, das starke Feuer vor Hörnum auf Sylt.

Irgend etwas tickt gegen die Scheibe — sofort erhebt sich der Professor, öffnet das Fenster und sieht hinaus:

„Aha, da meldet sich einer! Jetzt passieren sie die Insel, sind von Sylt aufgebrochen und haben hier schnell einmal reinschauen wollen!“

Ich sehe die Hausfrau an, während Professor Drost das Fenster wieder schließt:

„Ja, wer denn eigentlich um Himmelswillen?“

Sie lächelt und rückt den Aschbecher näher:

„Nun, die Vögel, die heute nacht sehr stark ziehen —“

„Melden sich beim Vogelwart“, ergänze ich, „ausgezeichnet! Besser können Sie's ja gar nicht haben!“

Drüben huscht der Lichtschein aufhellend über das ruhige, dunkle Meer, und man denkt an die kleinen Vögel, die nun tausend durch die Nacht ziehen, Meilen um Meilen, getrieben und geleitet von irgendeinem Zug ihres kleinen Herzens, unbeirrt, unaufhaltsam, der Wärme, der Sonne, dem Lichte zu.

Glückliche, kleine Vögel, sehnsuchtbeschwingt, leicht und frei in dem weiten Raum über dem wandernden Meere — ich grüße Euch — — —

Unsere Finkenwärder

Finkenwärder ist wie Helgoland ein Begriff und, was die Insel unter den vielen Eilanden der deutschen Nord- und Ostseeküste bedeutet, das sind die Finkenwärder unter den deutschen Segelfischern.

In Finkenwärder bei Hamburg, Schulau und Cuxhaven beheimatet, treiben diese Hochseefischer, zu denen einst der Vater Gorch Focks gehörte, durch dessen Bücher seine Landsleute auch im Binnenlande bekannter wurden, den Schleppnetzfang mit der Kurre, dem Grundschleppnetz, in der Nordsee.

Finkenwärder Fischewer und Kutter gehören zum Wilde von Helgoland, sei's Frühling, Sommer oder Herbst, immer tanzen die braunroten Flecke ihrer Segel rings um die Insel auf der See, oder liegen friedlich im Hafen, wenn es draußen zu wehen beginnt.

Helgoland ist gewissermaßen ihr Stützpunkt, ihr Außenfort, von dem aus sie den Kampf mit Wind und Wetter immer wieder aufnehmen. Neben den Booten der Helgolander selbst sind die Finkenwärder Kutter und Ewer — wunderschöne, feste und seetüchtige Boote — das belebende und heimatliche Element der Deutschen Bucht der Nordsee.

Es hat zu wehen begonnen, mit jener anschwellenden Stetigkeit, die dem Kundigen Sturmstage vorausagt. Schon am Vormittag sind sie hereingekommen, die großen, scharfbugigen Kutter und die gemüthlicheren Ewer älterer Bauart, haben kurz vor der Einfahrt die tiefbraunen



phot. Schensky

Die Westmole



phot. Schensky

Es weht mit Windstärke 10,11

Segel mit den leuchtend weißen, großen Buchstaben heruntergefiert und sich mit ratterndem Motor in den Scheiben-Hafen verholt, wo sie nun in langen Reihen nebeneinander festgemacht liegen. Schleppnetze sind zum Trocknen aufgeheißt; auf allen Booten kräuselt Rauch aus den kleinen Kombüfenschornsteinen, und kaum ein Mensch ist an Deck zu sehen. Hier und da beäugt ein einsamer Spiz neugierig und mißtrauisch jeden, der sich den Booten nähert.

Zwei Fischer in hohen, weißen Gummiseestiefeln staken langsamen Schrittes zum Seemannshaus, das auf dem Gelände des alten Kriegshafens liegt.

Wundervoll, diese Fischerboote, die größten und schönsten, die es in Deutschland gibt, mit scharfen Formen, weißgeschauerten Decks, mit den kleinen Ruderhäuschen am Heck, den schlanken, festen Masten und den lustigen Flögeln, den Windwimpeln, die von den Toppen steif auswehen. Ganz leise, kaum merklich bewegen sich die Fahrzeuge im Swell, der bis zum Hafen hereinsteht von der erwachenden See da draußen. Die Masten schwingen ein wenig, Tauwerk schlägt, und Blöcke knarren, als erzählten sich die alten Reden von der Arbeit draußen auf See, vom Fischfang, vom Reiten über die grünen Wogen, von all der harten Seefahrt des Segelfischers.

„HF zwo – hundert – acht – und – sech – zig!“

Laut hallt der Ruf über die vielen Decks, nichts rührt sich.

Noch einmal! Noch lauter!

Ein Blondkopf erscheint im Luf des Niedergangs, der achtern auf dem Boot zur Kajüte führt, eine Hand beschattet die Augen, die verwundert herüber schauen:

„Ist Johann Landner an Bord?“

„Jo!“ Der Junge, offenbar der „Moses“, der Jüngste der Besatzung, verschwindet wieder, und ein Kriegskamerad, den ich irgendwann am Hafen traf und begrüßte, und der mich zum Besuch seines Bootes aufforderte, ehemaliger Obermatrose von S. M. S. „Oldenburg“, taucht auf, blauweiß gestreiftes Schifferhemd, blaue Mütze schief überm rechten Ohr: „Halloh! Moin Käpten, kumm an Boord!“

Glitschige Steigeisen hinunter, einen mehr als primitiven Steg hinüber, eigentlich nur eine schmale Laufplanke, über schwankende Decks verschiedener Boote — und da ist auch schon „HF 268“.

Seltzam: hier, mit den Füßen auf den Planken, unter dem hohen Mast, neben dem Weiboot, das an Deck festgezurt liegt, um sich nichts als Masten und ausgespannte Netze, schlanke Bootskörper und dieses nie aufhörende, leise Knarren und Schlagen, scheinen diese Fischerboote doch erheblich größer, als es von Land oder vom Dampfer aus den Anschein hat.

Alles wird gezeigt: die Bünn, der Fischbehälter, der mit dem Außenbordswasser durch viele kleine Löcher in Verbindung steht, die Winsch, die kleine Motorwinde für Anker und Netz, die Scheerbretter, die das Schleppnetz auf dem Grunde schön offen halten für die Brut des Meeres, daß sie vertrauensvoll in Scharen hereinspazieren kann in den Netzbeutel, der einfache Motor.

In der Kajüte, eng ist sie, riecht es nach Fisch und englischem Tabak, und die Kojen — die Betten — sind wie in vielen Bauernhäusern an Land eingebant in die Bordwand; auf dem Kippofen steht noch der Nest des Früh-

stück, gebackene Schollen auf einem Teller. Wir hocken auf den Bettkanten und Klöhnen.

Das Licht, das durch den steilen Niedergang hereinfällt, verdunkelt sich, ein Mann kommt herunter:

„Mein Schiffer“, stellt der Kamerad vor, „is auch mein Partner mit dem Boot.“

Klein, stämmig, aus einem runzeligen Gesicht, das wie ein vertrockneter Apfel aussieht und in hundert Fältchen zerknittert ist vom steten Wehen aus Westen und dem Blinzeln über die See, schauen zwei knallblaue Augen, eine arbeitsiharte Hand streckt sich aus:

„Hab' schon gehört, nett, daß Sie uns besuchen kommen hier auf dem Boot.“

Von Fischerei reden wir, von Wind und Wetter und den Verhältnissen auf den Marktplätzen, die von den Finkenwärdern angelaufen werden: Altona, Wesermünde, Cuxhaven. Es hat sich herumgesprochen, daß Besuch an Bord ist, allmählich füllt sich die Kajüte mit hohen Gestalten, schweigend sitzen und hocken sie auf Niedergang, Bettkanten und dem schmalen Tisch in der Mitte. Sie sagen nicht viel, sie schweigen, rauchen und hören zu, ab und an fällt ein plattdeutsches Wort dazwischen, erst als sie merken, daß diese ganzen Fragen einen interessieren, werden sie lebhafter:

„Das muß einer mal aufschreiben, wie dat hier so is mit de Fischeree! Dat weet keen een in't Binnenland“, meint einer und sieht mich aufmunternd an.

„He“, damit weist ein anderer auf den alten Kriegskameraden, „hett uns vertellt, dat Se Beuker un Artikels schrieben für de Zeitungen un all son Krom, können Se dat nich mol de annern vertellen?“

„Na, gewiß doch! Aber dann müssen wir mal alle zusammenkommen, vielleicht im Seemannshaus heute abend, mich interessiert das sehr und gewiß auch andere an Land, die von der Fischerei keine Ahnung haben. Die hören vielleicht auch mal ganz gerne, was hier so gespielt wird. Bloß eins, Herrschaften, das bitt' ich mir aus, wenn Ihr mir Zahlen gebt und so, dann muß das auch eisern stimmen und nicht geflunkert sein!“

Ernst schüttelt der Schiffer den Kopf:

„Nein, wir geben Ihnen genau an, was los ist, da können Sie sich drauf verlassen!“

Oben an Deck trappen schwere Schritte, allmählich wird es doch zu eng hier unten, scheinbar gibt's auch bald Mittag, eine Duftwolke von Bratkartoffeln und gebackenem Fisch verdichtet sich über den Booten, es ist Zeit zum Gehen: „Also: heute abend im Seemannshaus! Heil Hitler!“

Händeschütteln, Gemurmeln, Kletterei über die Decks, Gottseidank wieder in frischer Luft! Tief atmet man auf und sieht noch einmal über die Bootsreihen hin. Wie Pferde im Stall scheinen sie gemütlich mit den Köpfen zu nicken, grellweiß leuchten die Nummern am Bug, die Netze schaukeln langsam hin und her im Wind, und die Fischer stampfen breitbeinig auf ihre eigenen Fahrzeuge zurück, schwingen sich durch die Luks und schwinden langsam in den dunklen Löchern der Niedergänge.

Über den Nachmittag ist der Wind zum Südweststurm angewachsen.

Abends im Schein der Laternen, beim fahlen Leuchten der Brander, die neben der Landebrücke überschäumend auf den Kiesstrand donnern, kämpfe ich mich langsam vor-

wärts, an den hoch hinaufgezogenen Helgolander Booten entlang zum Seemannshaus.

Ein verräucherter Raum, ein paar Bilder, Holzbänke, Holztische.

Da sitzen sie nun, schreiben Briefe, spielen Karten, die Finkenwärder Hochseefischer. Harte, seegewohnte Gestalten, Arme und Brustkörbe von Eisen, blaue Augen und windgegerbte Gesichter. Hünen darunter, die wie die Grizzlybären aussehen.

Begrüßung, sie legen die Karten hin, rücken zusammen und erzählen: Plattdötsch und Hochdeutsch, wie es gerade kommt.

„Neben Sie ruhig Plattdeutsch, ich kann es sehr gut verstehen, bloß mit dem Plattdötsch-Snacken, da hapert es ein bißchen!“

Verständnisvolles Grinsen, einige nicken und schieben Papier und Bleistift her. Einer stößt den anderen an, schließlich beginnen sie mit ihren Klagen. Es ist das alte Lied!

Hier sind beinahe die einzigen Salzwasserseeleute, die wir noch haben in Deutschland, Hochseesegelfischer, Männer, die ihre Boote, ihre Arbeit, die See und das rauhe, schwere Leben auf dem Meer lieben — und die nicht leben können bei den Preisen, die man ihnen zahlt. Sie sind zu wenige, sie können sich keinen Vertreter halten, sie selbst können nicht tagelang, wochenlang verhandeln, sie müssen nach See, Brot verdienen für ihre Familien, die in Schulan, Eurhaven oder Finkenwärder hinterm Deich wohnen.

Männer, die aus Liebe zu ihrem Beruf zur See fahren, nicht allein des Erwerbs wegen.

„Dreeunföftig Joahr foahr id in de Fischeeree“, sagt der Schiffer von „HF 268“, und sein kleines, zusammengetrocknetes Gesicht mit den tausend Runzeln bestätigt es.

„Ja“, meint einer im blauen Fischerhemd und nimmt die Pfeife aus dem Mund: „Da hatten sie mal so 'nen Fischtag in Hamburg gemacht: helft den deutschen Fischern! Schiet di wat! Was war los? Wir fuhren hin, aber losgeworden sind wir kaum etwas. Die Kommissionäre hatten nach Dänemark telegraphiert, und Züge von Lastwagen mit dänischem Fisch kamen an und wurden verkauft! So ist das: helft den deutschen Fischern!“

Zustimmend nicken die andern. Immer wieder stößt man darauf: die Kommissionäre, die Zwischenhändler, der norwegische und dänische Fisch —

„Ja, was kostet denn so eine Reise überhaupt, normal gerechnet? Was bringt sie ein? Aber bitte genaue Angaben, auf die ich mich verlassen kann! Wie stark ist denn die ganze Finkenwärder Flotte?“

„71 Kutters un Ewers alltohop vun Finkwarder, Schulau, Eyrhaven.“

Von anderen Fischen kommen sie heran, ergänzen, be-
reden sich. Und dann erscheinen folgende Zahlen:

Für eine normale Reise von zehn bis zwölf Tagen:	
4000 Pfund Eis	32,50 M
2 Tonnen Öl (Rohöl)	115,— M
100 Kilo Schmieröl	30,— M
Fett, Petroleum, Twist (= Wischbaumwolle)	10,— M
Proviand für vier Mann	60,— M
	247,50 M

Bei jeder Reise geht etwas verloren, wird aufgebraucht, muß ersetzt werden. Neße reißen an Wrackteilen oder Minen, die auf dem Grunde liegen, und sind durchschnittlich nach drei Reisen aufgebraucht, verfischt.

„Gut — oder vielmehr nicht gut! Aber was kostet nun beispielsweise die Ausrüstung, ich meine das von der Ausrüstung, was oft ersetzt werden muß?“

Kritzeln auf Papier, Beratung, dann hebt der Schiffer von „HF 268“ den Kopf:

„Hier sind die Posten, und den normalen Ertrag von einem Fang auf einer Reise haben wir auch gleich dazugeschrieben.“

Alle sehen zu, wie man die Zahlen vergleicht:

Es kosten:

2 Scheerbretter	120 M
2 Kurreinen (Schleppleinen für die Kurre) . .	150 M
1 Großsegel	350 M
1 Fock (dreieckiges Vorsegel)	140 M
1 Besahn (Segel am kurzen, hinteren Mast) .	90 M
1 Neß mit Kette und Stert (Schwanzstück) . .	125 M
Herkulestauwerk, 60 Faden	60 M

Ein Normalfang setzt sich zusammen aus:

1000 bis 1200 Pfund Edelfisch,

1000 Pfund Schollen,

500 Pfund Kabeljau usw.,

400 bis 500 Pfund Taschkrebse.

40 Pfennig erhält der Fischer für ein Pfund Edelfisch,

3 Pfennig für ein Pfund Schollen.

Ein neuer Kutter kostet jetzt etwa 50 000 bis 59 000 *M.*
Der Erlös einer Reise beträgt etwa 500 bis 600 *M.*, der
Steuermann bekommt 11 bis 12 Prozent, der Matrose er-
hält 7 Prozent, dem Koch stehen 3 Prozent zu.

Der Reingewinn ohne Versicherungsgebühren, Hafengebühren usw. usw. ist demnach etwa 123 bis 223 *M.*!

Da sitzen sie, diese wetterfesten Männer, die immer noch nicht den Mut verloren haben, trotzdem die Flotte verschuldet ist, trotzdem der Zwischenhandel den ganzen Verdienst schluckt, trotzdem auf deutschen Märkten dänische Ware der ihren so oft vorgezogen wird, trotzdem sie allein stehen in ihrem Lebenskampf, allein, wie sie auf ihren Ewern und Kuttern stehen, breitbeinig, unerschütterlich, wenn der Wind heult und die helle See mit grünen Schaumkronen nach ihnen greift, draußen über den Fischgründen der Deutschen Bucht.

„Ja, aber hängt das nicht vielleicht mit irgendeiner Kontingentierung zusammen? Es ist doch möglich, daß da irgendein Vertrag besteht, den Sie allerdings kennen müßten, daß wir nach Deutschland soundsso viel dänischen Fisch hereinnehmen, wofür uns die Dänen beispielsweise etwa Maschinen oder Stückgut, oder was weiß ich, abnehmen?“

Nein, davon ist ihnen nichts bekannt. Sie lachen und schütteln die Köpfe:

„Die Kommissionäre!“ —

Mit Jochen Landter gehe ich hinaus.

Draußen ist es stichdunkel dort, wo das Licht der Wogenlampen nicht hinreicht. Fahlweiß, gespenstisch schwingt

das Drehfeuer, gespenstisch sprühen die Brecher über die Molenmauern, Wassertropfen stieben waagrecht durch die Luft, die Brandung röhrert, und der Sturm heult. Der Fischermann klettert hinunter auf seinen Kutter, ein paar andere gehen vorüber, wollene Fischermützen auf den hartkantigen Schädeln, wie Säulenstümpfe leuchten noch lange die weißen Gummiseestiefel aus der Finsternis.

Es beginnt zu regnen, schräg fegen Regen und Schaumflocken über die Pier.

Zwei wundervolle Steinbutt reicht der Treue herauf, säuberlich eingewickelt in Papier, Eisstücke klirren.

Vor dem Wind segelnd geht's zurück, die Kaiserstraße hinauf kommt man sich vor wie eine holländische Kuff mit breit weggefiertem Großsegel, die vor dem Sturme lenzt (= herläuft)! So schneit man in die „Erholung“:

„So, heute hab' ich selbst was mitgebracht zum Abendessen! Sehen Sie mal!“

Erstaunt wickelt Herr Flad das große Paket auseinander:

„Meine Herren! Wo haben Herr Kapitän denn die her? Die sind ja fabelhaft!“

„Na, woher wohl? Von den Finkenwärdern im Hafen!“

„Ausgeschlossen, die verschenken doch keine Steinbutte!“

Kopfschüttelnd steht er auf die Riesenplattfische, während man seinen gewohnten Platz einnimmt, schön am Ofen, versteht sich:

„Doch, mein Lieber, von einem Kriegskameraden auf ‚HF 268‘!“

„Ach so — na, das ist dann was anderes!“ —

Während draußen der Sturm um die Ecken jault, denkt man an den größten Sohn, den die kleine Elbinsel Fin-

kenwärder hervorbrachte, an den deutschen Seemannsdichter Johann Kinau: Gorch Fock. Er war einer von denen da draußen auf ihren Ewern; er hatte, wenn auch schwächtigen Körpers, ihre unbezähmbare Liebe zur See, ihren Trost, ihre Treue. Herbert Vestiboubois spricht es aus, was diese Männer bewegt, was sie einreißt in die Kette derer, die von Finkenwärder aus immer wieder zur See gehen auf ihren schönen großen Seglern:

Kleine Insel im großen Strom, schon nahe dem Meer,
mit Männern, noch härter
als Seesturm vor Island und Skagerrak -- : Dein
Leben ist gleicherweise
reich und schwer!

Viele schon rief die See, und viele kamen nicht
wieder --

es zog dich nicht nieder!

Wenn die Alten blieben, dann nahmen die Jungen
das Ruder und haben aufs neu mit der Mordsee ge-
rungen.

Wer hat so viel wie du erkämpft und verloren?

Doch einer der Söhne, die du geboren,
überdauert den Tod und die Zeit und die Ewigkeit -- :
Gorch Fock!

Sturm!

For it blows today
And blows tomorrow
Blow, boys, blow . . .

(Marssegel-Chanty)

Es weht mit Windstärke 10/11 von Südwesten.

Gestern vormittag fing es an, abends wehte es bereits Wäckerjungs, und heute können sieben alte Weiber einen Besenstiel nicht gerade in die Luft halten!

Junge, Junge!

Morgens beim Aufstehen brachte der erste Blick durchs Fenster nach Westen die erste Überraschung: an der äußersten Südwestspitze, dort, wo der Fels senkrecht abfällt und dicht dabei der Sathurnstack oder Mönch steht, den man bei der Annäherung an die Insel schon von weitem erkennen kann — ist der Teufel los!

Ungeheure Brecher fegen wie Riesengischtwolken über die Mole der Hafenanlagen, Wasserberge türmen sich auf, stehen einen Augenblick wie Geyfire senkrecht in der Luft und wehen dann in breitem Schwall weit, weit über die Dächer der wenigen Gebäude auf dem Gelände des alten Kriegshafens. Phantastisch sieht das aus, dieses ununterbrochene Andonnern, Aufbäumen und Zerstieben der Wassermassen, drunten an der Sturmecke der Insel.

Hier am Falm ist es noch verhältnismäßig geschützt, nur das Faulen und Heulen des Sturms über den Dächern ist zu hören, und das schwere, dumpfe Röhren der Brandung. Die Düne liegt in einem mehrfachen Gürtel von kochen-

dem Schaum, Brecher reiten von Nord und Süd heran, schleudern ihre weißen Kämme in langen Reihen gegen den Strand und machen neuen Platz, die aus dem Wogen und Schäumen da draußen kommen, unermüdblich, mit der trotzigen Regelmäßigkeit angaloppierender Reitergeschwader. Um und um gepflügt wird der graugrüne Acker der See, weit hinaus bis zur Kimm, die in Dunst, Gischt, Wellenbergen und Wasserdampf verwischt, nicht mehr zu erkennen ist.

Die See ist in tobendem Aufruhr, soweit der Blick reicht.

Über den zahllosen Riffen und Untiefen bricht sich der Schwall, Grundsee wirft sich auf, und gewaltige, schaumgekrönte Wogen rollen mit saufendem Schwung heran, dunkel drohend in ihren Tälern, glasgrün, weißgetigert, in ihren massigen, schwellenden Rücken, mit rasend dahinrollenden Vorreitern auf weißen Sturmpferden, deren Mähnen wild und leuchtend über dem tollen Wirbel tanzen. —

An der Falmmauer stehen die Haluner in Gruppen — das ist das richtige Wetter heute, auf die See hinauszuschauen! Den Kieler aufgelegt, lugen sie hinaus. Hinter der Düne, im Windschutz der Insel, steuert ein Dampfer. Unheimlich rollt das Schiff, wie betrunken torzelt es dahin, ganz langsame Fahrt, weißer Dampf zeigt, daß er abbläst. Dicht über der See, abgerissen vom Sturm, zerwirbelt seine Rauchwolke. Nun macht er kehrt, schlingert beim Drehen, daß sein rotes Unterwasserschiff sichtbar wird, langsam, ganz langsam kommt er herum, läuft nun zurück. Jrgend etwas muß da nicht in Ordnung sein an Bord:

„Was hat er bloß? Maschinenschaden? Hat er schon Signal gemacht?“

Sie würden das wissen, die Haluner; fast alle besitzen doch das Lotsenpatent, die Fischer jedenfalls unter ihnen, und man weiß, daß im Notfall alles hinunterstürzt, das schwarze Boot anzufassen, das am Strand bei der Landungsbrücke liegt, um als erste abgeteilt zu werden zum Hilfswerk. Dann gehen sie hinaus mit ihren wunderbaren, festen Booten, in Olzeug und Südwestler, die Augen zusammengekniffen, die harten Fäuste griffest um die Ruderpinne geklemmt, taktmäßig die langen, schweren Riemen schwingend, hindurch durch die Brandung, zum Schiff, das da draußen zwischen den Kliffen kämpft. —

„Støpp uhn Strunn!“ Schiff auf Strand, das ist ein Alarmsignal für die Insel.

Der Alte läßt das Auge nicht vom Kieker, schüttelt den Kopf, brummelt in seinen schlohweißen Fräsbart:

„Nein, Signal hat er nicht gemacht, kam von der Elbe, Norweger.“

„Vielleicht ist ihm die Ladung übergegangen, und er staut sie nun zurecht?“

„Möglich — wird es wohl sein. Hinter der Düne liegt er ja ruhiger. Schweinearbeit ist das bei dem Rollen! Viel kann er nicht im Bauch haben, liegt ja ziemlich hoch heraus, nicht?“

Viertausend bis fünftausend Tonnen wird er haben, der Dampfer. Sieht ziemlich neu aus, und wenn er den Südkurs dampft, geht die hilde See über Vorschiff und Brücke wie ein alles bedeckender Schleier aus Sicht und Schaum. Sie werden toll zu arbeiten haben da drüben. Wie ruhig man sich das ansehen kann von hier droben, und weiß doch,

was es bedeutet, wenn die Ladung übergeht, und wie maßlos schwer ein Arbeiten in diesem Seegang ist! Wir stehen auf der Galerie und beobachten kritisch, was auf der großen Bühne Meer sich alles abspielt, sind gänzlich unbetheilt und denken an die Zeiten, da man selbst als Akteur auf tanzendem Schiff stand und seine Not hatte, mit Wetter und Schiff fertig zu werden. Ist aber auch sonst kein Dampfer, kein Segler auf See. Der Dampfertract der Elbe- und Wesermündung, der an sichtigen Tagen vom Oberland aus zu erkennen ist, bleibt heute unsichtbar. Zu voll ist die Luft von feinem Gischt, Dampf und Dunst — hindert die Sicht, schränkt sie ein. Unter einer Glocke liegt die Insel, einer grauen, lichtlosen Glocke, und rings um den roten Felsen brüllt und rast die See, jagt heran, bricht zusammen, richtet sich wieder auf, donnert, poltert und dröhnt wie ein Schmiedehammer mit Krachen und Donnern. Vom Strand her klingt es, als würfen Riesensäufte Eisenblöcke und Granitfelsen, als spielten Unholde mit unglaublichen Gewichten Fangball.

In langen Reihen hocken die Möven auf der Innenmauer der neuen Strandpromenade. Es ist ihnen zu toll über See, nur zuweilen steht eins der großen, grausilbernen Tiere flügelschlagend in der Luft, kämpft gegen den Sturm, leuchtet wie eine Schneeflocke im Grau, macht kehrt und saust wie ein Pfeil vorm Winde dahin, dreht in haar-scharfer, wunderbarer Kurve bei und stürzt kreischend auf seinen alten Platz.

Ein ununterbrochenes Klingeln, Heulen und Schreien ist in der Luft, das Ohr gewöhnt sich daran, nimmt die einzelnen Töne kaum mehr auf, erfährt nur das gewaltige Zusammenklingen all der Laute, mit denen Sturm und

See das Innere unserer Glocke erfüllen. Zuweilen ist es für Minuten, als bearbeite ein Riesengorilla eine dumpfe, ungeheure Trommel, dann wieder schwingt ein hoher, klagernder Ton dahin, wie das Weinen eines Kindes, irrsinniges Winseln kommt aus den Felschluchten, wird verschlungen von dem fauchendem Atem des Südweststurms, der alles in seinen saugenden Trichter zieht, was über die Felskante hier oben hinaussteigen will.

Sie kennen Sturm und Strandung, die Haluner. —

Vor allem ihre Vorfahren kannten es, wie oft sind in stürmischen Frühjahrs- und Herbstnächten hier die Segler aufgelaufen, geborsten über den Riffen, aufgeschliffen von dem zackigen Stein, der weithin den Untergrund bildet um das Lunn. Kauffahrteifahrer, breitbäuchige Schiffe voller Ladung. Sie haben die Menschen gerettet, die Ladung geborgen und nach den Gesetzen ihren Anteil genommen, wie es ihr gutes Recht war. Und Seeleute sind sie heute noch, die Helgolander. Keine See zu hoch, kein Wetter zu toll, sie gehen durch die Brandung hinaus, wenn es darauf ankommt, nicht tollkühn — ruhig, klug und erfahren meistern sie das Meer, überlisten die See, die sie kennen in all ihren Lücken, die sie von Kind auf befahren, gerade an ihren schwierigsten Stellen, über den Klippen, in denen der Hummer zu hausen pflegt.

Jetzt ist die Befestigung der Insel und der Düne, des ganzen Gebietes um die Insel so ausgezeichnet, der Wetterdienst an den deutschen Küsten so hervorragend, daß Gottseidank nur noch selten ein Schiff hier in Seenot kommt. Und wenn — nun, Helgolander Männer in Helgolander Booten holen den Teufel aus der Hölle! Genau wie ihre Väter die Schiffbrüchigen von den übelsten Riffen her-

unterholten: von Danskermanns Hörn, Hog-Stein, von der Wittkliff und vom Kalberdan. —

Heute noch sieht man beim Photographen Schensky ein Bild, eins der seltenen von einer Strandung. Die „Bandaneira“ ist es, ein großer Segler, der zwischen Düne und Insel auflief. Lange waren die Trümmer zu sehen, zerbrochene Rahen und ein Maststumpf auf dem schlanken, aufsitzenen Schiffskörper. Eine grüne Bractonne bezeichnete im Frieden die Stelle, wo die letzten Reste des Windjammers (Groß-Segler = Windspalter) lagen.

Mühsam ist der Weg zur Südwestspitze bei Windstärke 10/11.

12 Windstärken zählt der Seemann nach der Beaufort-Skala.

Von 0 = Windstille über 6, starken Wind, der auf der See größere Wellenberge mit Schaum aufwirft, bis zum Sturm, der mit 9 bezeichnet wird, der die ganze Fläche der See mit Weiß durchseht, das die überstürzenden Wellenkämme überall verbreiten.

Und nun ist 10/11!

Starker Sturm bis schwerer Sturm.

Vornübergelegt — es ist nötig, sowie der Schutz der Häuser am Falm verlassen wird — gehe ich langsam, Schritt für Schritt vorwärts. Die Luft ist erfüllt von einem fortdauernden Dröhnen und Donnern, von der Feuchtigkeit, die über die Felskante hinwegweht, oder sind es Schaumflocken, die der tosende Südwest bis hier heraufschleuderte bei seinem Angriff gegen den roten Felsen?

Von hier oben, hoch über dem ehemaligen Kriegshafen, sieht man erst, wie ungeheuer weit die Brander, die über



phot. Schensky

Sturm



Uingeheure Strander überbommern das Steiland

phot. Schensky

haushoch am Molenfuß aufzischen, das Neuland mit seinen niederen Gebäuden überdonnern. Bis zum Fußballplatz, der in der Mitte der breiten Fläche liegt, weht Gift und Schaum, naß glänzt das ganze Land von den Wassermengen, die jeder Brecher aufs neue über die Mole wirbeln läßt. An den Trümmern der alten Molen, weiter draußen, ist ein toller Herentanz, als lägen sie ununterbrochen in den Salven schwerster Batterien einer ganzen Flotte. Es heult und donnert und kracht wie rollende Salven aus schweren Rohren, von den Breitseiten, die das Meer in immer neuer Wut herausrauchen läßt aus dem wirren Gewoge da draußen.

Hinter der Kante, immer wieder zurückgestoßen, aufliegend, schräg gestellt wie ein zuckendes Segel im Sturm, gehe ich weiter zur Nordspitze.

Um die Schluchten, die Abgründe und Zacken des roten Felsgesteins klagen irre Schreie, heulen Gespenster, kreischen wütende Phantome. Die Brandung orgelt über dem Riff zu Füßen des Felsmassivs, dröhnt und rollt und gibt den Grundton, der in den Ohren gellt wie das gelle Pfeifen des Sturms, der sie taub macht, daß alles in einem einzigen, urgewaltigen Chaos von Tönen zusammenbraust.

Kleine Vögel sitzen ängstlich hinter niederen Erdwellen, eine Möve, hochgewirbelt aus irgendeiner Schlucht, gleitet wie ein Pfeil über das Oberland, mit 30 Meilen und mehr schießt sie dahin, jetzt ist sie über dem Ostrand, schwenkt ein, flattert einen Augenblick wie erschrocken, kurvt, fällt wie ein Stein in die Tiefe hinter den bergenden Felsen.

Kein Mensch ist zu sehen, alles Leben scheint ausgestorben, nur die Hämme, angeplöck und stumm, kehren ihre Hinterseite dem Winde zu und starren ergeben vor sich hin.

Der Windriese schwingt seine Hesperitsche, schlägt die regenschweren Wolken in Fetzen, knallt sie den Seen über die schwellenden Rücken, daß das Meer striemig wird und weiße Marmorstreifen, ziehende Schaumlinien auffpringen. Regen stiebt waagerecht dahin, Schaum und Regen, vermischt, untrennbar, fegt übers Oberland, prallt gegen den Fels, knallt ins Gesicht, scharfkantig und hart wie Seesand und Kies, macht die Augen tränen und bringt durch Mantel und Kleider.

Sturm auf See! Die ganze weite Fläche ein wiegender, schäumender, rasender, rennender Aufruhr unter grauem Wolkenhimmel. Und doch, wie wechselt die Beleuchtung! Alle Farben der See brechen auf: dunkelblau in den Tälern, flaschengrün im ansteigenden, saufenden Schwung der wachsenden Wellenberge, smaragdgrün, hell und durchsichtig kurz vor dem Überkämmen, leuchtend weiß, wenn die Woge überrollt, dazwischen violett und fast burgunderrot über den Riffen, den Untiefen, mit braunen Flecken eingestreut, tangfarben, unheimlich und dunkel wie der finstere, geheimnisvolle Schoß der Tiefe. —

Nicht weit geht die Sicht, Gischt und Wasserstaub legen eine Dunstwand dicht um die Insel, und innerhalb dieser Dunstwand, die das fahle, dräuende Gesicht des Nebels hat, herrscht trotz der Wolken, die dunkelgrau, ineinandergeschlungen mit rissigen Rändern, zuweilen fast schwarz dahinfließen, eine unbestimmte Helle. Ist es das grelle Leuchten der Brecher, sind es die tausend Schaumstreifen, die jede Woge mit sich zerrt?

Das Meer tobt, und man wird seltsam still dabei, Auge und Ohr saugen jede Nuance dieses gewaltigen Schauspiels auf, weit über Zeit und Raum schweifen die Gedanken, man ahnt und begreift mit wachen Sinnen die ewige Wahrheit des Wortes: „Die See macht frei.“

Sturm um Helgoland, das Gewaltigste, was man erleben kann, hier auf der Insel. —

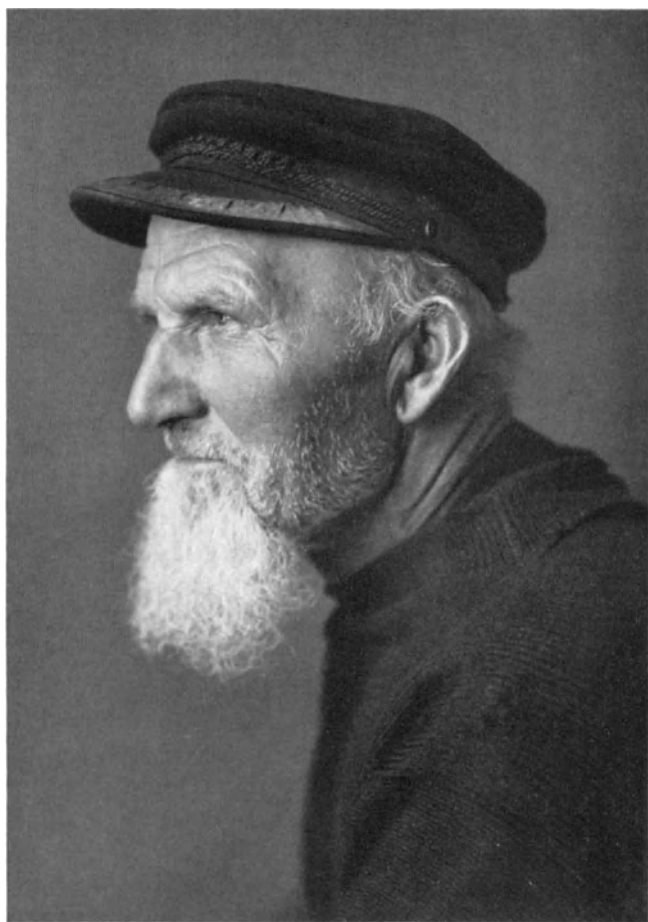
Am Spätnachmittag hat der Norweger seine Fahrt fortgesetzt, im Norden schwindet er schlingend und stampfend im Dunst. Er blieb das einzige Schiff, das heute in die Nähe des roten Felsens kam.

Die Düne

Die Düne — de Halem, wie die Helgolander sagen — ist das Juwel der Insel, vor allem im Sommer, wenn lustiges Badeleben den weichen, weißen Strand bevölkert, wenn die Badeanzüge wie leuchtende Farbtupfen gegen das Graugrün des Strandhafers, den blauen Himmel und die wogende See stehen — so ungefähr berichten die Badeprospekte, und sie haben gewiß Recht. Es gibt aber auch Zeiten, wo die Düne anders ist, wo sie einsam, still und gelassen im brausenden Meer liegt, das immer wieder seine Spitzen und schaumgarten Schleier um ihre hellen Glieder wirft.

Dann sind nur die Wächter dort, das Arbeitskommando für die Schlengenhauten, niemand sonst. Und wenn der Sturm tobt und die See wie ein ungestümer Freier um die Schöne wirbt, dann ist es unmöglich, hinüber zu gelangen durch die kochende Brandung. Tagelang geht das oft so, und wenn drüben die Lebensmittel knapp werden, dann wagen es vielleicht die beiden Dünengewaltigen, schieben das kleine Boot durch die Brecher, saufen hinein und kämpfen sich durch bis zum Lunn, Proviant zu holen. —

Tag für Tag sehe ich hinüber, sehe, wie die Ebbe den Körper der schönen Frau enthüllt, die dort in der See badet, wie die Flut ihn argwöhnisch und neidisch bedeckt, wie sie vergebens versucht, ihre weißen, weichen Tücher über sie zu werfen, damit kein fremdes Auge ihre Schönheit erschaut — sehe, wie abends die leuchtenden Steine blitzen



phot. Scheensky

Holzgeschnitzte, kantige Gesichter,
mit den Runen und Strichen, die See und Wind eingruben



phot. Busch

Zart und schlank liegt die kleine Düne

in ihrem Haar, ein Diadem, das weit hinausfunkelt auf Keesde und Insel. —

Ganz still ist die See, der Sturm hat ausgerast, spielt wohl jetzt vor der Granitküste Norwegens, läßt seine Wogen gegen die Schären donnern und zwischen die Klippen oben im Norden.

Ein wunderbarer Morgen.

Aus der bleifarbenen See hinter der Düne wölbt sich die Sonne, blutrote Wolkenstreifen, fleischrot und rosa, hängen unter schwarzem Nachtgewölk, das langsam dahinschwindet. Dann schießt es in goldenen, klaren Farben auf, überzieht den ganzen Himmel, malt zartgrüne, gelbe, rosenfarbene Flächen, wischt sie wieder aus, setzt noch einmal ein starkes, brennendes Rot auf die Ränder aller Wolkenreste, die noch über dem Meere dahinstrolchen, als könnten sie nicht wegfinden, gießt blizende Lichtfunken über die See, die allmählich opalen schimmert, glänzend wie Perlmutter, und schiebt den schillernden, bunten Farbenvorhang beiseite, aus dem die strahlende, goldene Sonne auffährt wie ein Feuerball.

Fast Windstille herrscht, ganz fein, ein blizender Seidenfaden, ist der Saum um das grüngraue Kleid der Düne gefältelt. —

Über den Spiegel der Keesde gleitet ein großes Luggerbboot, das Dingi, das kleine Weiboot im Schlepp. Bootsbauer Kröger gehört das Boot, sein Sohn führt das Ruden, er steht am Motor, der puffend und spuckend die Stille um uns in lauter zornige Teile zerhackt. Der Obersignalmeister ist noch im Boot, die Büchse über den Knien, die Augen suchend in die Ferne gerichtet: ja, ja die Schnepfen!

Kurz vor dem Strand der Düne fällt der Anker in den Sandgrund, wir steigen in die mitgeschleppte Jolle und werden hinübergepullt. Hart und trocken rucksen die Riemer in den Kunzeln, den Ruderlöchern: ruck, ruck, ruck, der einzige Laut in der Stille. Leicht schnurrt der Kiel auf weichen Sand, der junge Kröger trägt uns hinüber zum Strand, platschend spritzt das hellgrüne Wasser um seine gewaltigen Seestiefel.

Weltferne, feierliche Ruhe umfängt uns. Einsam ragt die Bake aus grauem Sand. Leise und unendlich müde rauscht die See in kleinen, kraftlosen Wellchen gegen das Ufer. Eine wunderbare Stille ist hier, weit und breit kein Mensch, kaum ein Vogelschrei, nur dies schluchzende Glucksen und Schmaßen des Wassers und das schlürfende Geräusch unserer Schritte im tiefen Sande.

Ein Niesentrichter klafft dicht am Flutstreifen, schwarz ist der graue Sand an dieser Stelle. Ein paar Stahlsplinter liegen umher, zackig, mit messerscharfen Rändern. Der Obersignalmeister bückt sich, hebt einen auf, wiegt ihn prüfend in der Hand:

„Wenn einem diese Dinger um die Ohren fliegen, wird wohl nicht viel nachbleiben“, meint er nachdenklich.

„Wissen Sie, halb so schlimm! Aber wiederum auch nicht so harmlos, wie der Sänger in meiner Pension heute früh meinte, als diese Mine gesprengt wurde!“

„Was hatte der denn zu melden, Herr Kapitän?“

„Ach, das war sehr komisch! Den Ausrufer, der am Falm längs ging, die Glocke schüttelte und verkündete, daß um soundso viel Uhr auf der Düne eine Mine gesprengt werden würde, und daß man die Fenster öffnen sollte von wegen des Luftdrucks usw. usw. — den hatte der Gute wohl

verpaßt. Ist übrigens einer unserer besten Sänger in Berlin und ein famoser Kerl dazu. Na — dann lief die ‚Adler‘ aus, und als sie gerade, was man von unseren Fenstern sehr schön beobachten konnte, den berühmten Dreh bei der Hog-Stein-Tonne machte, da bumste die Detonation auf der Düne los, eine prächtige schwarze Wolke stand wie ein finsternes Segel über dem Strand, und es wackelte gewaltig an unseren geschlossenen Fensterseiben.“

„Kann ich mir denken“, wirft der Mariner ein, „eine große E-Mine, die macht schon allerlei Krach!“

„Na ja — und die Frau von dem Kammerfanger sieht ihren Guten an und fragt, was das wohl für ein ‚Signal‘ gewesen sei? Der besinnt sich denn auch keinen Augenblick — von wegen Herr der Schöpfung, alles wissen und so — reckt den Kopf ein wenig aus dem dicken Halstuch und sagt: ‚Ja, das wird wohl ein Ruckrufsignal für den Dampfer gewesen sein, irgendein Passagier ist da vielleicht nicht mitgekommen, der nach Cuxhaven will.‘ Todernst sagt er das, und man weiß wirklich nicht, ob er das nun tatsächlich so meint oder nicht. Landratten sind ja in See- dingen toller als drei Seeleute zusammen glauben können. Wissen Sie übrigens, woher diese Mine eigentlich gekommen ist?“

„Jawohl. Ein Fischerfahrzeug hat sie mitgebracht, vom Grund gefischt mit dem Netz. Ein Feuerwerker von Cuxhaven vom Minendepot hat sie dann untersucht, entschärft und hierher zur Düne gebracht, wo sie ohne Gefahr gesprengt werden konnte.“

„Sehen Sie, das kommt davon, daß wir in der ersten Kriegszeit die Treibminen mit Maschinengewehren abschossen, sie sanken zwar, aber die Fischer kriegen sie manch-

mal in die Neze und bringen sie mit hoch. Später war das Abschießen der Minen mit Gewehren oder Maschinengewehren ja auch verboten, und wir ballerten mit den 8,8-Zentimeter-Geschützen drauf. Das war sicherer und machte außerdem auch bedeutend mehr Spaß!“ —

Die Sonne ist in einer Dunstschicht verschwunden, grau in grau sind Meer, Himmel und Düne. Unwirklich steht Helgoland ragend im Grau, selbst das Rot des Felsens ist verblaßt, farblos geworden durch die milchigen Schwaden, die über Kirche, Leuchtturm und die Häuser des Oberlandes treiben. Man könnte glauben, man sei in Norwegen, und die Gipfel himmelhoher Berge seien durch Obhins Wolkenhut verdeckt. Raschelnd scheuert der Strandhafer seine harten, kantigen Halme gegeneinander, die Kriechweide deckt mit ihren kleinen, eiförmigen Blättern den nassen Sand in den Vertiefungen der Dünenhügel und die gelbblütigen, schlanken Ähren des Meerstrandwegerichs recken sich hoch über dem Polster aus Kriechweide und Seedorn. Weißlich grün, mit blauem Schimmer über den starken, stacheligen Blättern steht hier und dort die Stranddistel, ein wehrhafter Ritter unter den Strandpflanzen der Düne.

An der Nordspitze der Düne, dort, wo früher die endlos langen Bühnen wie Spinnenbeine hinauswuchsen in die See, ist das Rauschen der Brandung etwas lauter. Bühnen, Riffe, Sände und Klippen halten die See auf in ihrem Strömen bei Ebbe und Flut, schieben die Wogen hoch, lassen sie sich wölben, wachsen und schließlich überkämmen, um sie langsam gegen den Strand hin in vielen Schaumreihen verebben zu lassen. Immer ist hier, selbst bei so ruhiger, spiegelglatter See wie heute, ein Kräuseln

auf dem Wasser, Unruhe, Leben. Strandläufer trippeln mit hohen, schlanken Beinen umher, heben sich, schwirren in pfeilschnellem Fluge dahin, schwenken, stehen plötzlich schneeweiß gegen den grauen Nordseehimmel, wenden wieder, fallen irgendwo ein und laufen geschwind und geschäftig über den nassen, graubraunen Sand.

An der Ostseite gehen wir zurück, große Lachmöven schweben über dem Geröll, segeln lautlos und spähen mit den kalten, grauen Augen beutegierig über den schmalen Brandungstreifen. Einsam und frierend steht eine Heringsmöve im graubraungesprenkelten Kleid im ablaufenden Wasser, hebt sich zögernd, als wir näher kommen, und steigt kreischend gegen den schwachen Wind hoch.

Muscheln ohne Zahl: rosarot, bläulich, grün und gelb, Muscheln in allen Formen, von der kleinen, herzförmigen weißen Pfeffermuschel, bis zur Wellhornschnecke, sind verstreut, hingeworfen aus der Überfülle der See in jenen Sturmtagen neulich, als der ganze Rand der Düne eine einzige brüllende Brandung schien.

Man möchte einmal längere Zeit hier sein, nachts hinüberschaun zur Insel, wenn die beiden Bakenfeuer der Düne aufblitzen, wenn ferne das Eiderfeuerschiff über die Kimm funkelt und die drei Strahlen des Helgolander Leuchtfeuers über all den Lichtern des Ober- und Unterlandes schwingen. Märchenhaft muß es sein, wenn die Insel ihren Lichterschmuck anlegt und es ringsum aufblitzt und strahlt in Weiß, Rot und Grün. —

Thatens Restaurant steuern wir zu, das fest mit verschalteten Fenstern auf den Dünenhügeln liegt. Hier wohnen die zwei Männer, die im Herbst und Winter die Düne betreuen: Herr Thaten selbst und der Düneninspektor Haas.

An der Grabstätte der Heimatlosen kommen wir vorbei, der letzten Ruhestätte der in den Winterstürmen hier ange- triebenen Seeleute. Geschützt vor den Westwinden breitet sich der kleine Friedhof; am Eingang steht ein Spruch:

Ihr Namenlosen im weißen Sand,
Den Nordseewogen umbranden –
Wie kamt ihr hier an diesen Strand,
Aus welchen fernen Landen? . . .

Wo könnten sie schöner ruhen, diese Seeleute, umrauscht von der See, im reinen, weichen Sand, fern im Meer und doch auf deutschem Heimatboden, im Rascheln des Strandhafers, unter dem Schrei der Möve, der herrisch und frei in die endlose Weite klingt? Es ist das Lied ihres Lebens, das hier ertönt, leise und schmeichelnd, auf- grollend und rau, wie sie es hörten bei ruhiger See auf froher Fahrt, im Sturm, als ihr Leben zerbrach. –

Im großen Saal von Thatens Restaurant sitzen wir, und sie erzählen eine traurige Geschichte von jenem Fried- hof, den wir eben sahen:

„Einen mußten wir dort begraben, um den war es be- sonders schade. Wir konnten gar nicht begreifen, daß er schon tot war. An einem Heiligabend trieb er an, auf- recht in zwei Rettungsringen, der Koch vom Fischdampfer ‚Berlin‘. Nach der Varentsee wollten sie, wo jetzt die gro- ßen Fischdampfer immer hingehen, ganz oben, zwischen der Halbinsel Kola und Nowaja Semlja. Alle ertranken unweit der Düne im Sturm.“

Lange sitzen wir zusammen mit diesen prächtigen Men- schen – schließlich mahnt der Obersignalmeister zum Auf- bruch, das Boot ist bestellt, wir müssen zurück. Langsam schreiten wir durch den Dünen sand hinab zum Wasser.

Drüben tuckert bereits das Liggerboot heran, breit und schaumig läuft sein Kielwasser hinterdrein, nun sind sie längsseit der verankerten Jolle, der junge Kröger springt hinein, lichtet den kleinen Draggen, den vielarmigen leichten Anker, und pullt heran. Wir verabschieden uns, steigen auf den breiten Rücken des Helgolanders und lassen uns zum Boot tragen.

Lange sehen wir zurück, zu den Männern, die einsam im Sand stehen und winken:

„Jawohl, nächstes Jahr komme ich ganz gewiß ein paar Tage hinüber!“

Dann sitzen wir im großen, breiten Boot, der Motor knattert, erschreckt streicht eine Mantelmöve, die ruhig auf dem glatten Wasser schwamm, mit klatschendem Flügelschlag laut gackernd davon.

Nun gehen die Männer drüben langsam und bedächtig, wie die Haluner nun einmal gehen, zum Haus zurück, einsame schwarze Striche auf dem weißen Sand.

Seltsam milchig weiß und ganz hellgrün ist heute die See zwischen Düne und Insel, als sei Kalk aufgerührt am Grunde. Und doch ist das Wasser durchsichtig wie Glas, jede Muschel am Grunde ist zu erkennen, solange wir über die Untiefen gleiten, jeder Tangfelsen, der mit der sachten Strömung treibt und hin und her weht.

An der Mole der Landungsbrücke vorüber, von der das kleine Seezeichen, der schwarze runde Ball und das kleine Leuchtfener, das abends grün über Keede und Hafen strahlt, herabschaut, drehen wir in den Innenhafen. Groß und tantenhaft, eine dicke Bürgersfrau mit runder Krinoline, prahlt die rote Leuchttonne „HK“ vor dem Augusta-Hafen.

Vater Kröger hat diesmal selbst das Ruder und legt mit einem richtigen Admiralschwung an der glitschigen Landestelle an. Leise knirschend reiben sich die Fender zwischen Boot und Holzplanken der Brücke, der Motor stoppt, hustet noch ein paar mal und verstummt. Während wir die Stufen hinaufsteigen, überlegt man schnell: Bootsbauer, das muß man eigentlich ansehen, eine Werft, wo diese fabelhaften, seetüchtigen Boote hergestellt werden, also los:

„Kann man eigentlich mal Ihre Werkstatt sehen, Herr Kröger? Bootsbau interessiert mich mächtig!“

„Gewiß doch, kommen Sie ruhig mit, ich will sowieso jetzt hin, wir haben ein neues Boot in Arbeit.“

Unten im Unterland ist sie, diese Bootswerft. Nahe am Strand, zwischen den kleinen Spielzeughäusern. Ein Schuppen, schön warm und gemütlich. Nach Holz riecht es, nach Eichen, Kiefern und Erlen, der deutsche Wald ist scheinbar mit seinem Duft hier versammelt. Und nach Teer, nicht zu vergessen — wundervoll nach Teer! Geräte hängen und stehen umher, die Mitte nimmt ein Boot ein, das heißt, das Gerippe eines Bootes, an dem gearbeitet wird. Man erkennt den Schwung, den herrlichen Sprung, wie der Seemann sagt, und sieht die harten, festen Stevenhölzer vorn und achtern, die Spanten, den Fußbelag. Wie ein alter Wikinger steht der Bootsbauer da, der Fischer und Seemann, der seine Boote selbst baut und das nicht anderen überläßt. Ich glaube, sämtliche Boote der Insel werden auf Helgoland auch gebaut, nirgendwo sah ich diese Form wieder an der ganzen deutschen Nord- und Ostseeküste.



Die Düne — der Galern, wie die Seeländer sagen — das Sand der Saftel

phot. Schensky



Rettingsboot in schwerer See

phot. Schensky

„Snepp! Snepp!“

Vom 15. März bis zum 15. Oktober ist Jagdzeit auf der Insel.

Unmöglich, das nicht zu bemerken!

Sowie die erste Dämmerung morgens beginnt und hinter der Düne die schieferblauen Nachtwolken sich mit tiefroten, schmalen Streifen durchsetzen, die wie schmale, scharfkantige und lange Stoßdegen das dichte Gewand der Nacht zerreißen, knallt es bereits vom Unterland in harten, hellen Schüssen. Große, breite Gestalten marschieren mit wiegendem Schritt, die Schrotbüchse am Riemen über der Schulter den Falm entlang, und unten am Strand, auf der Landungsbrücke, überall, wo auch nur ein wenig freies Schussfeld ist, stehen verummte Männer auf Posten.

Von der Düne selbst tönt schwaches Knallen herüber, Kräbenschwärme flattern an ihrem Nordrand hoch: die Dünengewaltigen sind auch schon bei der Arbeit! Helgoland ist Durchzugsstraße und Flughafen für unendliche Vogelarten, und eine Helgolander Vogelsuppe gehört neben den Gerichten des Meeres, den Kniepers, Dorfsch und Schollen, zu den Spezialgerichten auf dem Lunn!

„Wenn der Helgolander ein Boot, ein paar Hummerkörbe, einen Schießprügel und einen Jagdschein hat, ist er glücklich und zufrieden“, hat mir einer, der es wissen mußte, mal erzählt, und — es stimmt!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stehen die Schützen auf Ober- und Unterland, in Joppe oder Buscheruntje, mit Schiffermütze und Seestiefeln, die Flinte unterm Arm, und lauern. Knallen tut es ununterbrochen den ganzen Tag, wenn die Kräbenschwärme, die auf Sylt sammelten, durchziehen oder die Schnepfen auf ihrem Zug passieren. Die letzteren, blickschnell heranstreichend, in den Felsenschluchten zickzackend, dicht über die Grasnarbe des Oberlands schwirrend, zwischen den Häusern des Unterlandes aufsteigend, sind natürlich die begehrteste Beute.

Der traditionelle Ruf: „Snepp! Snepp!“, mit dem die Haluner sich gegenseitig auf die Tiere aufmerksam machen, schallt den ganzen Tag über die Insel und elektrifiziert alles, was eine Flinte trägt.

Die meisten Jäger sind hervorragende Schützen und würden sicherlich bei einem Zontaubenschießen ohne weiteres die ersten Preise holen.

An einem Tage, wo der Vogelzug besonders stark ist, liegt das ganze Oberland voller leerer Patronenhülsen, die braunrot, blau oder gelb überall wie fremdartige Blumen im Gras wuchern.

Selbst unten, an der Westseite, am Fuß der roten Felsen, stehen Schützen auf den Schußmauern, die letzten Krähen oder Schnepfen abzufangen, die der Jagd auf der Insel glücklich entwischt sind. Stare, Krähen, Raubvögel, Eulen, Bekassinen, Blässhühner, Schwarzdrosseln, alles, was auf seinem Zuge die Insel passiert und nur einigermaßen für den Kochtopf verwertet werden kann, wird erlegt.

Der Tag ist heraufgestiegen, dunstig in der Ferne zuerst, dann aufhellend, bis Sonne und Wind die letzten Schleier wegzogen von der See und langsam eine Sicht aufkommt, wie sie selten ist auf Helgoland. An der Südwestspitze steht der Obersignalmeister, die Repetierflinte in der Hand, neben ihm ein paar Jungs. Schon von weitem gibt er Zeichen, vorsichtig zu gehen. Zwei, drei Fischer hocken hinter der Mauer der ehemaligen Batterie am Südrand, die Flinte im Anschlag.

Über der Düne kreuzt ein Krähenschwarm, fern nach Norden zu nahen andere, unsicher ziehen die Tiere hierhin und dorthin, als ahnten sie das Schnellfeuer, das losprasseln wird, sowie sie sich der Insel nähern.

„Weidmannsheil! Na, wie stehn die Akazien?“

Der Mariner legt den Finger auf die Lippen:

„Nicht so laut, Herr Kapitän, um Gotteswillen! Stehen bleiben, nicht so viel bewegen!“

„Meine Tante! Die Biester sind doch noch weit weg, wozu denn um Himmelswillen . . .“

„Doch, doch, sie sind klug und kennen das alles doch vom vorigen Jahr! Sowie sich hier einer auffällig regt, stußen sie am Felsrand, und drehen nach See zu ab, und dann ist's wieder mal Essig!“

Er greift in die Manteltasche und schiebt neue Patronen in die Läufe. Auf dem Ziegelsteinweg liegen zwei, drei Krähen, schwarzblau glänzt das Gefieder, große, fette Tiere:

„Die bring ich meiner Frau mit, das gibt eine wunderbare Suppe!“ lacht der Schütze und sichert.

Jetzt hat der erste Schwarm, die Vorhut sozusagen, Kurs auf die Insel genommen, nun ist er über dem

Strand, laut knallen ein paar Schüsse, hallen mächtig in den Felsen wider, erschreckt stieben die Vögel mit flappendem Flügelschlag auseinander, streben der Felskante zu, senkrecht stürzen zwei, drei wie Steine in die Tiefe:

„Aha, Schwiegervater ist auf Posten! Da geht er — unten bei der Brücke!“

Nun schweben die Tiere über uns, ziemlich hoch, streben der freien See zu, schnell hintereinander kracht die Büchse, zwei prasseln herunter, die Jungs springen auf, sausen davon, eine Krähe ist aufs Unterland gefallen, die Wengel turnen, als ob das gar nichts sei, den steilen Felsen hinab und erscheinen bald wieder, die Vögel in der Hand. Zufrieden nickt der Schütze:

„Nun hab' ich bald genug, fehlen bloß noch die Schnepfen!“

Ein neuer Schwarm kommt heran, viel zu weit von unserem Standpunkt passiert er die Ecke, nun ballert es von der Mauer, unten am Felsfuß, wieder taumeln ein paar, sausen zwischen das Steingeröll, während die anderen über der See verschwinden. Ununterbrochen kommen die Vögel heute, Schwärme von 40 bis 60 Tieren ziehen von Ost nach West, lassen ihren Zoll auf der Insel und eilen weiter über die grüne See westwärts.

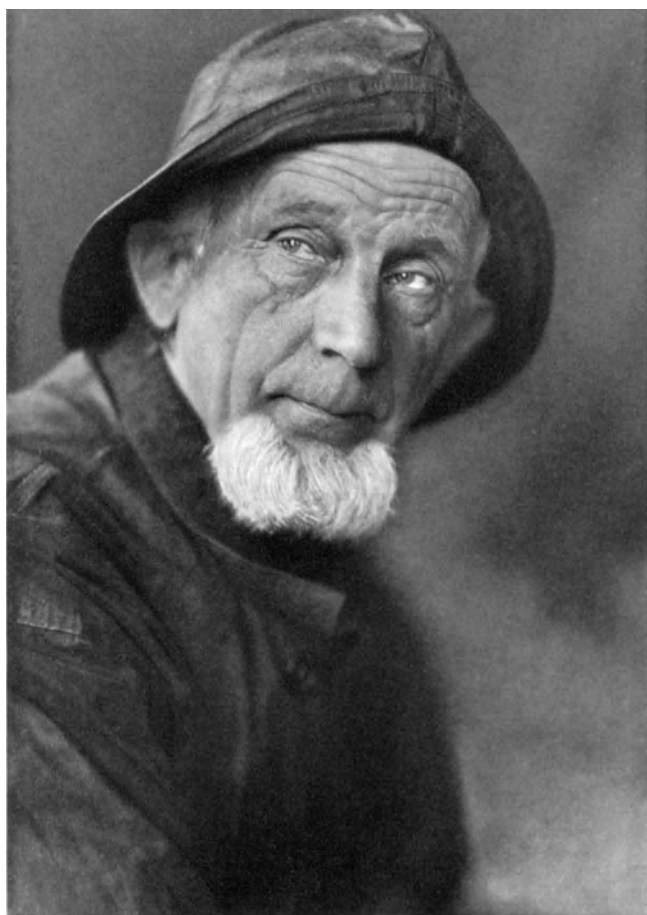
Schnepfen sind nicht dabei.

Diese Krähen kommen alle von Sylt, da haben sie übernachtet, gesammelt und sind ganz früh von dort losgezogen. Riesenschwärme müssen da abends zu dieser Zeit immer eintreffen, und alle fliegen Richtung Kanal, Belgien, Frankreich, England. Man kann es nie genau voraussagen, wann sie kommen, aber wenn der erste Schwarm



phot. Schensky

Letj famel, kim ens divart tu mi . . .



phot. Schensky

Braungegerbt die Haut,
rissig mit unendlichen Falten um Mundwinkel und Augen

erscheint, dann wissen wir, daß das den ganzen Tag bis zur Dämmerung so weiter geht. Ein Schwarm nach dem anderen.

Plötzlich wird das Unterland lebendig:

„Snepp! Snepp!“ dröhnt es bis zum Oberland. Angestrengt sieht man hinunter. Da — ein Schatten huscht, eigentlich nur ein dunkler Streif, zackt zwischen die Häuser, die Gassen entlang, steigt, wirbelt hoch, streicht ab, irgendwo muß doch auf dieser Insel ein gesicherter Platz sein, wo sie sich verstecken kann, ausruhen von dem Flug über See — unten in den Schluchten, hinter den Geröllhaufen, im Buschwerk des Oberlandes, in den kleinen Gärten. —

Und überall stehen diese Schützen mit den verdammt guten Augen des Fischers und Seemanns! Selbst auf den kleinen, dürftigen Feldstücken, auf denen ärmlicher Grünkohl — Oldenburger Palmen! — sich dicht am Boden hinquält. Ungeheuer schnell ist der Vogel „mit dem langen Gesicht“, allein den Flug eines einzigen Tieres mit den Augen zu verfolgen, ist schwer.

Die Schnepfe ist das begehrteste Wild des Helgolander Jägers, wohl das einzige, das ihm seinen Jagdschein einbringen kann, daher die Aufregung, das Angespanntsein, wenn der Ruf über die Insel schallt. Alles läßt der Halumer liegen, wenn Schnepfen gemeldet werden. Es geht die Sage — Dr. Weigold, der berühmte frühere Vogelwart, hat sie einmal vor langen Zeiten wiedergegeben —, daß ein Tag mit Schnepfenzug auf Helgoland selbst die Kirche leeren könnte:

„War da neulich eben die Kirche aus, und der Palm wimmelte von Kirchgängern, würdig im schwarzen Rock

und schwarzen Hut, das Gesangbuch unterm Arm. Und da kam eine Schnepfe niedrig langsam den ganzen Falm längs. Weg war die Würde! Wie ein Lauffeuer ging es den Falm lang: ‚Ne Sneypp, ne Sneypp‘, und am liebsten hätte mancher mit dem Gesangbuch danach geworfen. Und gar nachts! Es ist kein Scherz, daß ich einmal einen Helgolander im Hemd mit dem Kästcher in der Hand aus dem Haus stürzen sah, dem ja wohl eine Schnepfe gegen das Fenster geflogen war!“

Immer noch stehen die Jäger auf dem Oberland, selbst an der Nordspitze hat einer Posten gefaßt, und tatsächlich ziehen die Krähenschwärme scheinbar wahllos, bald hier, bald dort über das Lunn, jeder kommt zum Schuß und neben jedem Schützen liegen Krähen im Gras. Einzelne sind ganz schlau gewesen — Helgolander, nicht Krähen! — und haben ausgestopfte Vögel ins Gras gesteckt. Als Lockvögel stehen sie ein wenig staterig auf den langen Beinen, und der Wind spielt mit ihren Bauchfedern. Andere sitzen sogar bequem und ungeheuer harmlos tuend auf den Bänken, die hier und dort am Wege stehen, der an der Felskante längs die ganze Westseite der Insel umzirkelt.

Kurz vor der Nordspitze ragt einsam und breit der Lummenfelsen vor der roten Mauer des Inselmassivs. Eigentlich heißt er „Kasteal-Horn“, ist 58 Meter hoch und die Brutstätte der jedes Frühjahr von Norden auf der Insel einfallenden Lummen. Den ganzen Juni und Juli hindurch bevölkern diese Tauchenten die Galerien des Lummenfessens, sitzen dicht bei dicht in unzähligen Reihen übereinander, streichen zu kurzem Beuteflug übers Kliff, tauchen, kehren zurück und erfüllen die Luft mit ihrem

Geschrei. Merkwürdigerweise nisten und brüten sie ausschließlich auf diesem einen Felsen, den sie kreideweiß gefärbt haben durch ihre Losung. Ende Juli, wenn die wenigen Tage der Lummensjagd vorüber sind, wandern sie mit ihren Jungen wieder nach Norden ab.

Die Lummensjagd wird von See aus mit Booten betrieben, am ersten Tage ist die Jagd nur für die Badegäste frei, dann auch für die Helgolander. 3000 bis 5000 Lummens haufen in den beiden Monaten auf diesem Vogelberg, dem einzigen in ganz Deutschland, und sie vollführen einen Höllenlärm dabei! —

Auf dem Wege zum Falm zurück, an der Signalstation vorüber, steht der Obersignalmeister vor der Tür seiner Station. Schon von weitem winkt er vergnügt und schwenkt irgend etwas in der Hand — weiß der Himmel, eine Schnepfe!

„Donnerwetter! Doch noch Glück gehabt? Wieviel sind es denn?“

„Dier — und eine nehmen Herr Kapitän mal gleich mit für heute abend. Glad kann die ausgezeichnet braten, und der Schnepfendreck auf Toast ist auch nicht zu verachten!“

„Tausend Dank, das ist aber wirklich nett von Ihnen! Ich habe tatsächlich noch nie so einen Vogel gegessen!“ —

Ein Kino hat das Lunn natürlich auch, und es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß ausgerechnet an diesem Abend ein Film der Biologischen Station gezeigt wird über Hummerfischerei, das Nordsee-Aquarium und den Vogelfang.

Herzlich primitiv ist dies Kino: eine schräggestellte Leinwand, davor einfache Holzbänke, ziemlich eng und hart,

irgendein Großfilm läuft, den man bereits in der Stadt sah.

Einerlei — die Hauptsache ist dieser Film vom Lunn selbst!

Da pult ernst und bedächtig irgendein alter Fischer sein Boot hinaus, alles lacht, erkennt den Mann und freut sich; oder Junggesellen staken mit langen Seestiefeln über die tangbedeckten Riffe bei Niedrigwasser, da lachen die Helgolander Jamels hell und laut auf, sie bilden überhaupt den Hauptteil des Publikums und kichern und schwätzen in einem fort!

Professor Droft erscheint, pult mit irgendeinem geheimnisvollen Instrument im Federkleid einer Saatkrähe herum, die offenbar Läuse oder etwas ähnliches hat, und die lustigen Mädels können sich ausschütten vor Lachen. Und dann einer der Alten, breit wie ein Schrank, mit Fischerbart und Ohrring, plombiert die Hummer zum Versand — laut rufen die Mädchen den Namen durch den Saal und klatschen Beifall, als der Alte ihnen aus dem Film heraus freundlich zulächelt! —

Durch die engen Gassen, unter dem Nichtschwert des Leuchtfeuers geht es nach Hause. Still ist es nun geworden auf der Insel, noch hallen einem die Schüsse in den Ohren, die tagsüber ununterbrochen fielen. Vom Fischerhafen blitzen die Lichter der Bogenlampen, Neede und Hafen haben wieder ihr nächtliches Festgewand angelegt mit den bunten, funkelnden Steinen.

Unablässig faust das Schwert, unwillkürlich möchte man sich ducken, wenn es aufblitzt, weiterpfeift, wiederkommt.

Man denkt an die Vogelscharen, denen dieses helle Feuer ein Leitstern ist auf ihrem Zuge durch die Nacht,

über die wogende See, weit in die Ferne. In den Nächten, wo der Zug stark ist, rauscht und schwirrt und furt es über der Insel, tausend, hunderttausend, Millionen Schwingen brausen zwischen den Sternen und dem Meer dem Süden zu, getrieben von uralter Sehnsucht, fortgerissen von irgendeinem rätselvollen Trieb in der Brust. Wehrhafte Keile von Wildgänsen eilen mit klingenden Schwingen hoch in den Lüften über die See, Enten brausen hinterdrein, kleine Singvögel flattern durch die Nacht, eine Wanderung von Tiermengen, die kaum vorstellbar sind.

Schlägt das Wetter um, macht der Wind sich auf, treibt Wolken vor sich her, fängt es an zu wehen in den Lüften, beginnt die See unruhig zu wandern in langen, ziehenden Wogen, dann kommen sie herunter, die wandernden Vögel, und dann wird der weiße, grelle Strahl zum Schwert, das Hunderte von kleinen Leben vernichtet, niedermäht mit tausendem Hieb. Vogelleiber zerschmettern an den Scheiben der großen Scheinwerfer, trotz der neuartigen Beleuchtung der umlaufenden Galerie. Wie Funken und Schneeflocken blüht es auf in den drei Strahlen: Vögel sind es, die das Licht durchqueren. Oft kommt es vor, daß ein wahrer Wirbelsturm von Vögeln bei umschlagendem Wind und Regen um den Leuchtturm rast und das Geschrei aus Tausenden von kleinen Vogelkehlen tönt über das ganze Oberland.

Nacht über Helgoland. Drunten rauscht die See, und hoch über der roten Insel, unter flimmernden Sternen, getragen vom Atem des Windes, der sich um ihre Schwingen biegt, zieht tausendfaches Leben unbeirrt, wach und stark, mit warmen, pochenden Herzen einem fernen, fernen Ziele zu. —

Wolken, Grogstuben und der letzte Abend

Ganz still ist es geworden.

Kein Lufthauch von irgendwoher. Obig die See, fast farblos. Wie eine glasfeine, atembünne, zitternde Haut spannt es sich über das Meer; man glaubt, tief unten den Grund zu sehen, die Algen, die Lauge, Muscheln und faul im weißen Sand liegende Plattfische. Farblos und doch irgendwie in allen Farben schimmernd, aufgehellst von innen heraus, Wolken widerspiegelnd aus der Höhe, Sonnenlicht gefangen haltend, das tagsüber herniedergleifte, seltsam, unwirklich, geheimnisvoll ist dies ruhige Wasser.

Es ist Abend, und der Himmel lobert.

Von Osten her, müde vom weiten Weg über holsteinische Buchenwälder und Marschenäcker, ziehen gewichtig, Schritt für Schritt, blauschwarze Nachtwolken heran, ausgezackt, mit Rändern, die ein unerbittlich harter Griffel zeichnete. Steine eines Puzzlespiels, von der Nacht mit wissender Hand über den Himmel geschoben, hierin und dorthin, zusammengelegt, zu grandiosen Bildern vereint.

Kein Boot, kein Segler, kein Dampfer weit und breit.

Im Westen, dicht über der messerscharfen Kimm eine weiche, taubengraue Wand, darüber, fleischrot der Sonnenball.

Flamingofarben, rosenrot, gelb, grünlich, von Minute zu Minute wechselnd, der Westhimmel, in dem zarte, grauweiße, kleine Wolkenballen schwimmen.

Traumhaft, ein wunderbares, opalenes Licht, blinkt der Abendstern auf, funkelt, blitzt und hängt dann ganz still in der bunten Ferne.

Kein Vogelschrei, keine Menschenstimme, kein einziger, kleiner Laut ringsum. Es ist, als lausche das Meer, das drunten im Ebbstrom atmet, als lauschen Insel und Himmel irgendeiner fernen Stimme, die leise klingend durch den Aether schwillt. Immer lodrender, strahlender wird die Glut im Westen, nun sind auch die einzelnen Wolkenreiter rosig überhaucht, nun flammt gelbes Feuer über violett-farbenen Streifen. Zitronengelb und giftgrün schwimmt die klare Luft über der zur Naht gehenden Sonne. Langsam rückt von Osten her der schwarze Nachen der Nacht heran, der Fenriswolf fletscht die Zähne zum Sprung.

Hoch unterm blaßblauen Seidendach ziehen feingeäderte Zirkuswolken, zeigen in langen, eisklaren, weißen Federn den Weg, den morgen der Wind nehmen wird.

Ein unbeschreiblicher Frieden liegt über See und Insel. Weit schweift der Blick von der Nordspitze über die unendliche See. Langsam, eins nach dem andern, blißen ferne, dort wo unter dem blauschwarzen Gewölk die Küste liegen muß, im Westen, nach den Inseln zu, die einzelnen Leuchtfeuer auf, dazu die gelbweiße Perlenreihe der Leuchttonnen vor den Sänden. Kein Laut, nur das Blitzen und Funkeln und die unerhörte Farbenpracht dieses verschwenderisch schönen Sonnenunterganges. Man glaubt das Herz der Erde schlagen zu hören, den Atem des Meeres zu vernehmen und begreift mit einem Male den Sinn der Worte aus jenen ersten Schöpfungstagen:

Der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

Worte tönen auf, füllen das Ohr, schreiten brausend durch den ungeheuren Raum zwischen Himmel und See, hallen über das Land, verklingen in der Ferne: Meer, Mensch, Himmel und Wolken, Schicksal, ja — und die Ferne, die silberne, singende, schwingende Ferne. —

Sehnsucht breitet stahlharte, weite Schwingen und schwebt über den Wassern, Wille klopft hart und sicher an verschlossene Tore, das Herz schlägt ruhig und gemessen im Takt des Alls. —

Dämmerung wird Nacht, nur im Westen vergluten die letzten Sonnenpfeile in einem stillen, flammenden Feuer. Sterne glitzern auf am samtenen Mantel der Höhe, und das Leuchtfeuer schwingt seine tausenden Lichthiebe durch die atemlose Stille.

Leise erwacht der Wind, streicht mit sanfter Hand über das Gras, raschelt in den Halmen, zieht flüsternd und raunend über die Felskante dahin. Geräusche wachen auf, das Blöken der Hammel, Mövenschreie. Stimmen wandeln durch die Dunkelheit, helles Lachen tropft zugleich mit trippelnden Schritten näher.

Arm in Arm, blondes Haar unter kleinen, verwegenen Kappen, kommen die jungen Helgolanderinnen zum Abendspaziergang aufs Oberland. Helle Kleider leuchten, frische, schmale Gesichter neigen sich zum Gruß, neugierige blaue Augen blitzen im Vorübergehen. Laut und lustig schweben sie davon, ihre festen, schmalen Füße klappen im Gleichtakt auf die roten Ziegelsteinwege, und wenn eine stehen bleibt und sich umdreht, erkennt man das feine stolze Profil einer alten Rasse gegen den verglühenden Westhimmel und sieht blonde, krause Härchen vorwiegend im Luftzug wehen. Immer mehr kommen den schmalen Weg entlang, zu zweien und

dreien, lauter lustige, lebendige, frische Fjamsels, kein einziger Jungmann ist dazwischen, dies scheint die privilegierte Abendstunde für Helgolands Frauen zu sein!

Unterm Sathurn, dem Mönch, rauscht die Brandung vernehmlicher aus der Windecke zwischen Hafennole und Felsgeröll. Auch die See erwacht und beginnt zu wandern, jaugend klatscht das Wasser gegen die weißen Betonquader, rieselt über die Riffe, verrauscht.

Weiß, rot und grün strahlt das Feuer der Leuchtboote am Bullhorn, dicht bei der Südspitze, und sendet milden Schein über Hafengelände und See. Ein Abend ist es, an dem man an die alte Sage glauben könnte, daß hier Forstie saß in seiner Königshalle, hoch auf dem roten Felsen, rechtsprechend den Nordleuten, die von Norden und Westen, von den Inseln und von der Küste über das Meer kamen in ihren Langschiffen, das Recht zu suchen.

Vom Falm schweift noch einmal der Blick über die Lichter des Unterlandes, die mild und warm aus den einzelnen Fenstern der kleinen Häuser leuchten, über die Leitfeuer der Düne, die roten Einfahrtstonnen und die winzigen Lichtpünktchen in der Ferne, dort, wo im Dunkel Himmel und Meer nicht mehr zu unterscheiden sind. Von draußen, aus der weiten, unendlichen See kommt der Wind, stärker ist er geworden, und die Brandung am Strand läßt ihr Rauschen wieder ertönen, langsam erwacht das Meer. —

Es ist der letzte Abend auf der Insel.

Irgendwie muß man noch einmal unter Helgoländern sitzen, diese harten wettergezeichneten Gesichter sich einprägen, ihre seltsame Sprache hören, diese Männer, gemüthlich und ruhig wie nur irgendein deutscher Volksstamm, beob-

achten, wenn sie hinter dem Grogglas hocken und von Wind und Wetter, von Hummerfang und Schiffen erzählen. Wichtig kennenlernen wird man den Haluner sehr, sehr schwer, er ist wortkarg, schlau und wohl Fremden gegenüber besonders verschlossen, wie alle Friesen. Die Lage der Insel, einsam im Meer, die Abgeschlossenheit, der ewige Kampf mit der See, die Unmöglichkeit, auf dem Land nennenswerte Erträgnisse zu erzielen, der Rückgang des früher sehr ausgiebig betriebenen Schellfischfangs, alles hat diesen Menschenschlag außerordentlich konservativ und selbstbewußt gemacht. Selbst das Badeleben im Sommer, das Zusammenkommen mit den vielen Fremden, die meist als „Eintagsfliegen“ auf dem Lunn weilen, hat hieran nichts zu ändern vermocht. Die Helgolander bilden unter sich eine einzige große Familie, in der jeder gleiche Rechten und Pflichten hat, keiner wird nach seiner sozialen Stellung angesehen, nur Alter und Leistung schaffen dem einzelnen Vorrechte.

Die echten Haluner reden sich unter sich mit „Du“ und dem Vornamen an, nur zu den eigenen Eltern und älteren Leuten wird „Jim“ (= Ihr) gesagt. Dies gilt natürlich nur von den eigentlichen Fischerfamilien, nicht von den zugezogenen Kaufleuten usw., die ja selbst, falls sie nicht mit Helgolanderinnen verheiratet sind, was sehr oft der Fall ist, Fremde auf der Insel bleiben.

In der beschäftigungslosen Zeit, außerhalb der Saison, sitzen die Männer gern im Wirtshaus. Da Wasser ja so rar ist, trinken sie den Grog in einer Stärke, die den ältesten Tieffeseeleuten Ehre machen würde! Und Seeleute sind sie, diese stämmigen, helläugigen Friesen, das muß ihnen der Meid lassen! —

Gemütlich sind die kleinen Grogstuben im Unterland. Schön bequem, dicht am Strand, und man kann wirklich nichts dafür, wenn man z. B. vom Wind die Kellertreppe hinab in den „Lustigen Seehund“ geblasen wird, ins Fährhaus oder ein paar Schritte weiter zu Pinkus! Wo es den besten Grog und die höchsten Helgolander Wellen, den schaumigsten Eiergrog und den klarsten Doornkaat gibt — ja, um das zu erfahren, müßte man auf der Insel wohnen, für den Badegast scheint es überall gleich ausgezeichnet zu sein! Stark sind die Getränke auch, die Helgolander Wirte sparen nicht und sehen den Fremden höchstens sehr verwundert an, wenn er z. B. vormittags mal eben hineinsieht in eine Grogstube, weil er doch vom Stehen auf dem Falm oder der Landungsbrücke so gänzlich durchgeblasen ist, und dann etwa einen „nicht so starken“ Grog verlangt!

Alle diese Stuben sind wahre Museen Althelgolander Vergangenheit. Kupferstücke von bekannten Seglern und Klippern, Lithographien berühmter Badegäste, im Stil der achtziger und neunziger Jahre mit Botanisiertrommeln und Kätscher, in Hemdsärmeln und Riesengauchohüten in der Pose „zur Erinnerung an meine Dienstzeit“ aufgenommen, dann Schiffsmodelle in wunderbar feiner Ausführung, alte Seekarten, gerahmte Widmungen, altenglisches Porzellan, Delfter Kacheln, ausgestopfte Seetiere, Muscheln, verbläute Photos und bunte Bilderbogen vom Badeleben der ersten Zeit: alles Dinge, die ausgezeichnet zu diesen rauchgefüllten, holzgetäfelten und braungebeizten Stuben passen.

In Gruppen sitzen die Männer, halten die für ihre Fäuste und ihren Durst viel zu kleinen Groggläser und

palavern. Es riecht wunderbar nach Iran, geteertem Hanfleinen, Leder, englischem Tabak und erstklassigem Jamaica-Rum. Diese Köpfe, einer nach dem andern, sind sämtlich einmalige Originale, die jeden Photographen oder Zeichner begeistern könnten. Holzgeschnitzte, kantige Gesichter mit den Runen und Strichen, die See und Wind eingruben in einem Leben, das größtenteils draußen zwischen den Kliffen auf schwankendem Boot sich abspielt.

Braungegerbt die Haut, rissig, mit unendlichen Falten um Mundwinkel und Augen, die dem Ganzen diese unvergleichliche Note listiger Fröhlichkeit geben, glattrasierte Lippen und hier und dort der typische, auf dem Festland und den anderen Inseln fast ausgestorbene Fischerbart. Dazu diese Fäuste — Junge, Junge! Gewöhnt, den Riemmen (= Ruder) zu führen, das Ruder (= Steuer) griffest zu halten, mit Netzen und Bootshaken zu hantieren und immer in Berührung mit dem Salzwasser! Ja, ja, wenn ein Haluner mit der aufrechten Hand auch nur einigermaßen fest — so nach dem vierzehnten Glas Grog — auf den blankgeschuerten Holztisch haut, dann wird der sich spalten, wie der Steintisch des seligen Barbarossa im Kyffhäuser durch den Bart des alten Herrn! —

Bei Pinkus ist allerlei versammelt, der Grogkessel dampft, Pfeifen und Zigaretten qualmen — es gibt außer für die Fremden auf der Insel scheinbar keine Zigarren — man tritt an einen Tisch:

„Eine Welle bitte!“ Man muß das doch kennenlernen, wenigstens am letzten Abend, wenn man sonst nur Whisky und allenfalls einen Grog getrunken hat! Helgolander Wellen — das ist ein Gemisch von Rotwein, Arrak, Rum, Zimt, Zitrone und Zucker; oder so ähnlich — genau

habe ich das nicht feststellen können, jede Grogstube hat da wohl ihr eigenes Rezept. Jedenfalls ist das Getränk heiß, süß und schwer — verdammt nochmal! Es geht sozusagen „through and through“. Doornkaat zum Beispiel ist eine harmlose Angelegenheit dagegen.

Man selbst geht nach einer Weile eifrigen Palaverns zum landesüblichen Rumgrog über — diese Wellen sind trotz ihrer Stärke, so etwa Seegang 5/6, doch irgendwie labberig für einen ordentlichen Seemann! Hübsch ist es, diese Fischer und Jäger wiederzuerkennen, sie hier „privat“ zu erleben, unter sich, nachdem man sie dauernd nur bei der Arbeit sah, in ihrem Beruf, auf der Straße, am Strand, in den Booten. Dort der breite Alte mit der Schifferfräse und dem goldenen Ohrring gegen die Sicht, der steht immer am Falm mit einem Riesentieker. Der Kleine, der über dem Buscheruntje noch die verschossene schwarze Lederweste trägt, steht meist im ersten Boot, das zum Dampfer fährt, am Ruder. Der lange Blonde neben der Ofenbank, der hatte neulich seinen Posten an der Nordspitze, als der Schnepfentag war, und der schwarzhhaarige Junge, der ging auf der Schutzmauer umher und holte mit geradezu teuflischer Sicherheit die Krähen herunter, die über die Südecke flappten. Seine Kameraden, mit denen er Karten spielt, standen im Geröll hinter der Betonmauer und versuchten mit Steinwürfen die Schnepfen aus den Felslöchern zu treiben, bis die Vögel in tollen Zickzackschwenkungen hochstoben und im Feuerblitz aus der Doppelläufigen auf die Steine schossen.

Ja, wenn man diese Helgolander alle beisammen sehen will, dann muß man ins Fährhaus, in den „Lustigen Seehund“, zu Pinkus oder in eine der anderen Grogstuben

gehen, dort sind sie, hübsch verteilt, sehr gemütlich und erheblich gesprächiger als sonst! —

Der Aufzug zum Oberland stellt seinen Dienst um diese Jahreszeit bereits um 8 Uhr abends ein. Man steigt die Treppe hinauf und freut sich an dem schönen Bild, das die lichterfunkelnde Insel nachts bietet.

Und am Mast der Marine-Signal-Station hängt schon wieder die rote Laterne der Sturmwarnung! —

„Niemeher sin Fust“

Da haben wir die Bescherung!

Gestern Sturmwarnung, heute hängt der schwarze Ball immer noch, und dabei bläst es bereits ganz schön aus Südosten. Dieser schwarze Ball, „Niemeher sin Fust“, wie er an der Wasserkante heißt, weil die Hamburger Seewarte unter Professor Neumeier, dem früheren langjährigen Leiter, ihn zuerst zu heißen pflegte, ist wohl das häufigste Signal, das auf dem Lunn geheißt wird!

Und heute fährt der Dampfer nach Cuxhaven!

Das kann ja heiter werden! Draußen scheint zwar sehr schön die Sonne auf hellgrüne, schaumköpfige Seen, die Finkenwärder tanzen auch noch um die Insel, trotzdem ein paar Vorsichtige bereits einlaufen, aber es wird die ganze Zeit der Rückfahrt über gegenan gehen, der Dampfer wird aufgehalten werden und den Zug in Cuxhaven nicht mehr kriegen. Sehr dumm, aber nicht zu ändern.

Auf der Landungsbrücke strömt alles zusammen, nicht nur des Dampfers wegen wie sonst, sondern auch, weil die ersten Arbeitsdienstpflichtigen vom Lunn aufs Festland fahren. Die SA-Kapelle ist angetreten, golden blist der „Pinnasschornstein“, die große Posaune, und der Stabartenführer selbst steht vor den Reihen der SA-Männer, dazu die Angehörigen der Jungs, Frauen, Mädchen und Kinder. Ein Gedrängel ist auf der breiten Brücke, wie sonst wohl nur im Sommer, wenn die Badegäste mit den schönen weißen Bäderdampfern angesegelt kommen.

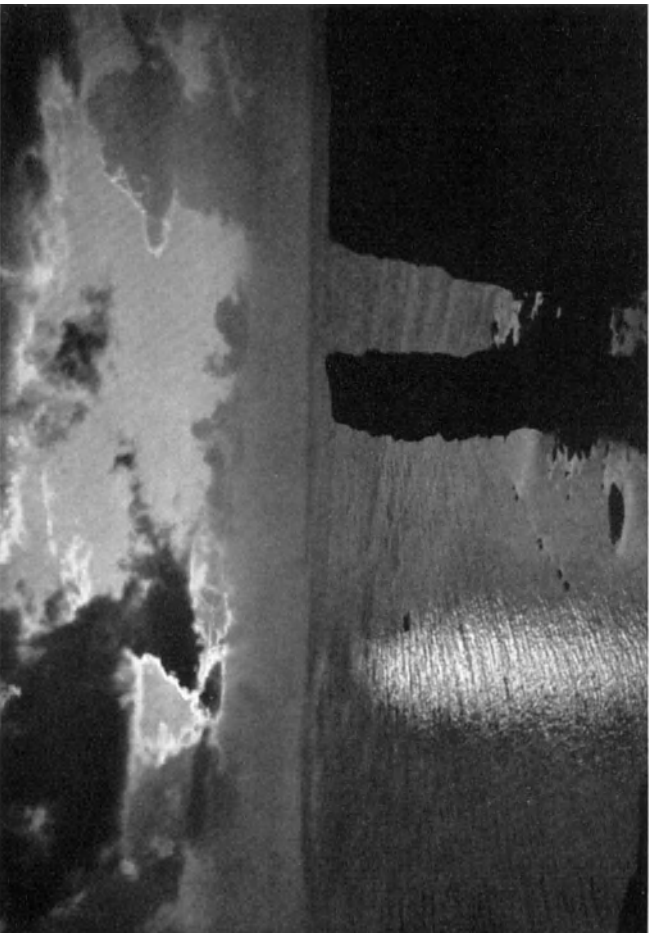
Händeschütteln, Begrüßung, Lachen, Geschrei und Palaver. Kleine Sträußchen in den Farben der Insel: Grün, Rot und Weiß, tragen die Jungen im Knopfloch oder an den Brusttaschen ihrer braunen Uniformen:

Grön is dat Lunn,
Road is de Kant,
Witt is de Sunn, . . .
Deet is det Woapen
Van't ,hillige Lunn'.

Klatschend brausen die Seen mit dem Flußstrom gegen die Holzplanken, zischen auf, versprühen. Von hier unten erkennt man, daß draußen doch schon ganz netter Seegang stehen muß. Die roten, fetten Reedetonnen beginnen ihren komischen Wackeltanz, und an der Düne steht eine helle Brandung. Wunderbar von der Sonne durchleuchtet, weißgeädert und glasgrün schimmern die Kämme der Bogen, Schaumstreifen ziehen, und die Luft ist frisch, salzig und wie ein elektrisches Bad auf der Haut.

An der Signalstation hängt nun auch das Sturm-signal für Sturm auf Südost: zwei Kegel mit der Spitze nach unten. Ordentlich gefährlich sieht das aus!

Das schwere, breite Boot legt ab, gelbes Dizeug haben Bootsteurer und Bootsgäste übergezogen, aha, da ist ja der kleine, weißbärtige Fischer aus der Grogstube vom letzten Abend! Er kneift die Augen zu schmalen Ritzen zusammen, aus denen es blau und verwegen aufleuchtet, hält seine Ruderpinne hinterm Rücken und steht fest in seinen weißen, großen Seestiefeln. Für ihn ist das gar nichts hier, das merkt man seiner Miene an: Kinderspiel!



Abendstimmung

phot. Schensky



216/1912

phot. Sobensky

Wir rattern los! Schschsch-zisch! Der erste Spritzer kommt über, alles duckt sich im Boot, das proppenvoll ist und nun seinen geraden Kurs zum Einsteigelut des Dampfers aufnimmt. Nun liegen wir quer zur See und schlingern erheblich, Wasser kommt über, Sprühregen nur, der nicht weiter schadet, denn diese Boote sind so gebaut, daß es schon ganz anders wehen und ganz anderer Sec-gang stehen muß, ehe sie wirklich Wasser übernehmen!

Schade, daß die Fahrt nicht länger dauert — zu schön ist dies regelmäßige Wiegen und Gleiten über die Seen, der salzige Gisch auf den Lippen, die frische Brise und der herrliche Salz- und Langeruch, der dicht über dem Wasser dahinstreicht. Möven, weißgraue Silbermöven, schaukeln schwimmend in den Wellentälern, heben sich, wenn das große Boot heranrauscht, laufen mit roten Ständern ein Stück dem Winde entgegen, daß die blaßroten Zehen winzige Spuren auf dem Wasser zurücklassen, und steigen hoch. Ihr hungriges und zorniges Kreischen zetert über uns, neugierig blicken die grauen, kalten Vogelaugen herab auf den Luggen, langsam schlagen die weiten, starken Schwingen, mühelos, mit ein paar ruhigen Flügelbewegungen stemmen sich die Tierleiber gegen den Wind, drehen bei und sausen im Gleitflug davon.

Jetzt dreht das Boot, beginnt zu stampfen und geht bei dem Dampfer längsseit. Auf und nieder tanzend hält es sich neben dem Einsteigelut, eine Vorleine fliegt, wird aufgefangen, belegt (= im Boot festgemacht), und einer der Bootsgasten hält mit dem Bootshaken das Fahrzeug frei von der Dampferbordwand. Das Übersteigen ist nicht so ganz einfach, trotzdem hilfreiche Fäuste helfen und oben

sogar der Erste Offizier das Einsteigemanöver höchst eigenhändig überwacht. Aber trotzdem: als erste kommen zwei alte Damen an Bord, weiß der Himmel, diese Haluner sind doch verdammt geschickt — ein Schwung, ein gutmütiger Zuruf, Anpacken: und oben stehen sie, wohl leicht erstaunt, daß es so gut ging! Und dann turnt man selber an Bord.

An der Reling des ganz leise stampfenden Dampfers lehrend, sieht man noch einmal hinüber zur Insel, beobachtet die anderen drei, vier Boote, die herankommen, vollbesetzt, sicher gesteuert von den Fischern, winkt diesem und jenem noch einen Gruß zu, hört und merkt mit einem leisen Schmerz irgendwo tief drinnen, daß die Ankerkette bereits durch die Klüfte klunkert, daß die Maschinentelegraphen klingeln und die „Abler“ Fahrt aufnimmt und auf den Auslaukurs geht. Die roten Reedetonnen gleiten vorbei, nickten mit den runden Häuptern und wiegen sich behäbig, bei Hog-Steer ändern wir den Kurs und laufen volle Fahrt. Breit zerschäumt das Schraubwasser hinterm Heck. Sofort sind auch die Möven wieder da und schweben ruhigen, gemessenen Flugs hinterdrein.

Langsam rücken die Insel und die Düne in den Hintergrund.

Herrlich ist es an Deck, noch einmal lasse ich mich ordentlich durchblasen vom Seewind, sehe über die unendliche Fläche und fühle, daß ich trotz allem doch immer wieder dazu gehöre zu den Schiffen, den Seefahrern und dem Meer.

Immer kleiner wird die Insel, das Rosarot des Felsens wandelt sich langsam in ein unbestimmtes Grau, das wie ein Schleier, sonnenbeglänzt in den zartesten Farben über dem hellgrünen Wasser liegt. Nun ist auch die Düne ver-

schwunden, weiße Wogenkämme rollen dort, wo sie versank. Mit einem Male zeigt die Kimm weit und breit nichts als das zarte Taubengrau des Herbsthimmels, es ist, als sei der schmale Felsstreifen aufgesogen von Sonne und Licht. —

Es liegt ein Zauber um dieses rote Eiland: andere Inseln bleiben sichtbar, bis zum Augenblick, da die obersten grünen Streifen des Strandhafers auf den weißen Dünen langsam von den wogenden Seen überflutet werden: Helgoland wird plötzlich, unvermittelt, unsichtbar, wenn man eigentlich den steilen Felsen noch lange über der See beobachten könnte. Ein Zauber streicht es hinweg, gerade dann, wenn man glaubt, sein Untertauchen im Meere nun ganz besonders gut beobachten zu können. Es bleibt verschwunden, auch für das schärfste Glas, als sei es nie gewesen —

Das Land greift wieder nach mir, die große Stadt, die Arbeit, der Alltag. Stunden wird die Fahrt noch dauern, wir sind noch weit draußen, mitten zwischen den rollenden, schäumenden, überkämmenden Wogen der Nordsee — und doch: mit dem Schwinden der Insel ist der Urlaub zu Ende, restlos und unerbittlich zu Ende. Neidvoll sehe ich einem Segler nach, der vor dem Wind nach Norden zieht, ruhig, stetig, mit weitausgebreiteten Schwingen: Helgoland zu.

Und wieder spreche ich leise den Namen aus, der irgend-eine Zauberkraft birgt, vielleicht aus Forsytes Tagen, aus grauer Vorzeit, einen geheimnisvollen, schwert- und wortgewaltigen Zauber, wie ihn der Name einer Geliebten birgt, die fern hinter den Meeren wohnt. —

Wer einmal die salzene See geschmeckt hat, der ist ihr verfallen auf Lebenszeit, mag er noch so weit im Binnenland wohnen. Wer einmal auf Helgoland war, der kehrt zurück zur einsamen Insel in der Nordsee wie zu einer fernen Geliebten. Es ist der ewige Dreiklang, der nachschwingt, lockt und mitreißt, der Dreiklang aus Meer, Felsen und Wind, und die silberne Ferne weit hinter den unruhigen, wogenden Linien der Kimm — ja: die silberne Ferne — — —

Inhalt

„In Hamburg an der Elbe, dicht hinter dem Djean . . .“	9
Von Bojen, Baken, Feuerschiffen und einem Störtebekerturm	14
Die zollfreie Insel	31
Abends am Strand	40
Rund ums Oberland	47
Am Falm	58
Hochzeit auf Helgoland	72
Von alten Bildern, Möven, Haien und den Gärten der Tiefe	84
Vogelzug und Wissenschaft	100
Unsere Finkenwärder	112
Sturm!	123
Die Düne	132
„Snepp! Snepp!“	141
Wolken, Grogstuben und der letzte Abend	150
„Niemejer sin Fuß“	159

Die angeführten Gedichte und Sprüche in Helgolander Mundart entstammen dem Buch:

„Helgoland und seine Sprache“ von Theodor Siebs, Verlag August Kauschenplat, Cuxhaven 1909

Daten aus der Geschichte der Insel, die ältesten Berichte und Quellen über Helgoland entstammen (in veränderter Form) den Büchern:

„Helgoland“ von Adolf Lipsius, Verlag Adolf Lieke, Leipzig 1895

„Helgoland-Führer“, von Dr. E. Lindemann, Verlag August Kauschenplat, Cuxhaven 1909

„Klar zum Gesecht“, Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte von H. Lange, Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart 1905

Zu dem Kapitel „Vogelzug und Wissenschaft“ stellte Herr Professor Drost, der Leiter der Vogelwarte Helgoland, freundlicherweise zwei Sonderdrucke aus dem Verlag J. F. Lehmann, München, zur Verfügung:

„Vogelzugsforschung auf Helgoland“ aus der Sammlung „Natur und Volk“ und

„Die Vogelwarte Helgoland“, aus „Der Biologe“

Von Korvetten-Kapitän a. D. Fritz Otto Busch
erschienen ferner:

Die Linienschiffe

Skizzen aus dem Kriege. Verlag K. Hermes, Hamburg.
(Vergriffen)

Südwestler und Stahlhelm

Eine Jungengeschichte aus dem Anfang der Reichsmarine,
zweite Auflage, reich illustriert. Union Deutsche Verlags-
gesellschaft, Stuttgart

Unsere blauen Jungen

Eine Jungengeschichte aus der Reichsmarine, reich illustriert.
Verlag E. E. Klotz, Magdeburg

Kreuzerfahrten

Skizzen vom Kreuzer „Hamburg“, reich illustriert. Verlag
Max Mähring, Leipzig

Frances May

Novelle mit Federzeichnungen des Verfassers. Verlag Max
Mähring, Leipzig

Die Hochseeflotte ist ausgelaufen *)

Kriegsroman der Hochseeflotte, zweite Auflage. Verlag
Lehmann, München

Kreuzer in roter Flut *)

Geschichte des Minenkreuzers „Bremsa“ während der Revo-
lution. Verlag August Scherl, Berlin. (Auch ins Französische
und Italienische übersetzt)

Unsere Reichswehr (Venary)

Marineteil, reich illustriert. Verlag Neufeld & Henius, Berlin

Minen und Menschen *)

Mit 33 Bildern und einer Minenkarte der Nordsee. Brunnen-
Verlag Willi Bischoff, Berlin

„Niobe“ — ein deutsches Schicksal

Geschichte des Segelschulschiffs „Niobe“, reich illustriert.
Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig

*) Unter dem Pseudonym Peter Cornelissen erschienen

- Unter Flagge und Wimpel
Mit 127 Kupfertiefdruckbildern. Verlag Reimar Hobbing, Berlin
- Zwei Jungen bei der Reichsmarine
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig
- Die Schlacht am Skagerrak
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig
- Die Meuterei der Flotte 1918
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig
- Heut' geht es an Bord
Jungensbuch über die Reichsmarine. Armanen-Verlag, Leipzig
- „Niobe“ — „Gorch Fock“, Schicksal und Hoffnung
Reich illustriert. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig.
- U-Bootsfahrten
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig
- 7,30 Uhr seeklar. Mit der Flotte nach Norwegen
128 Bilder und 4 Karten. Verlag Voigtländer, Leipzig
- Wikinger
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig
- Unsere Marine im Weltkrieg
Mit 145 Bildern, 46 Gefechtskizzen und Wegekarten.
Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin
- Krieg auf sieben Ozeanen
Mit 121 Bildern und 26 Karten (Zweiter Band von „Unsere
Marine im Weltkrieg“). Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin
- Germanische Seefahrt (zusammen mit H. Docter)
Mit 6 Karten, 27 Plänen und Aufrißen, zahlreichen Bildern.
Brunnen-Verlag Willi Bischoff, Berlin
- U-Bootsstaten
Mit 16 Bildtafeln, 6 Gefechtskizzen und 3 U-Boots-Schnitt-
zeichnungen. Verlag Reimar Hobbing, Berlin
- Die „Emden“ jagt
Jungensbuch, reich illustriert. Verlag Franz Schneider, Leipzig